



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 18.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

H. Rosenthal-Wonin.

(Fortsetzung.)

Wir müssen in unserer Erzählung einen Schritt zurückgehen und uns zu dem flüchtigen Liberio wenden, den wir verließen, als er aus der Zirkusporte hinaus in die Dunkelheit der Straße sprang, um sich zu retten. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß jemand das harmlose Zummundeführen der hohlen Hand, in welcher er das Rohr barg, bemerken und dies in Zusammenhang mit dem Aufbäumen des Pferdes bringen konnte, um so mehr war er entsetzt, als die große Schottin ihn packte, zur Erde riß, mit der Kraft eines wilden Tieres festhielt, ihm das Rohr entwand und schließlich als Mörder ausrief, das raubte ihm momentan alle Besinnung. Mit der Gewalt der größten Verzweiflung hatte er endlich den umklammernden Händen der Schottin sich entziehen und den Ausgang gewonnen; er war in der Stallmeisteruniform, deren hellrote Farbe aus dem Dunkel hervorleuchtete; er warf im Lauf den Rock ab und stürzte hinab zum Hofen, dort hoffte er in eine der dunklen Gassen schlüpfen zu können und seinen Verfolgern so zu entgehen.

Der Mexikaner war ein ausgezeichnete Läufer, hatte er doch auch schon als Schnellläufer sein Brot verdient; nicht zu groß, mager, gewandt wie eine Katze, mit außerordentlichen Lungen und scharfen Augen versehen, rannte er wie rasend, hinter ihm drein zwei Zirkusangestellte, Polizeidiener und Publikum; unter diesen war jedoch einer, ein langer Bootsfuhrmann, der vor dem Zirkus gestanden und ihn schon einen Augenblick lang am Arm gehalten hatte, der ihm fast gleich kam in Ausdauer und Schnelligkeit, und dieser war ihm dicht auf den Fersen. Liberio machte läche Wendungen, er stellte sich plötzlich einen Moment in den schwarzen Schatten einer Haustür, eines Hausvorsprungs, eines Kellerbalkes; es half ihm nichts, der Bootsmann entdeckte ihn stets und berührte ihn öfters fast im Jagen. Der Angstschweiß



Goethe in Frankfurt auf dem Eise. (Siehe „Interessante Bücher“ S. 214.)

Originalzeichnung von P. Grotzmann.

trat dem Mexikaner auf die Stirn, er fühlte seine Kräfte erlahmen, aber weiter lief er, stürzte er, alles zu Boden werfend, was ihm in den Weg kam. Schon leuchteten vor ihm die Schiffslaternen an den Masten unten auf der Elbe, da eilten einige Polizisten, die durch Signale benachrichtigt waren, aus einer Gasse vor ihm heraus, und dem Manne in Hemdbärmeln, der dort für sein Leben sprang, entgegen. Liberio wendete jäh, fiel, erhob sich, stürzte von neuem vorwärts, halb wahnsinnig, mit zusammengebißenen Zähnen und aus dem Kopfe hervortretenden Augen, er erreichte das Ufer, da erblickte er einen Kahn, der an einem der großen Schiffe lag, er sprang hinein, riß die Kette mit der Gewalt der Verzweiflung los und schob mit den Händen die Gondel an dem großen Schiffsrumpf weiter aus der Helle der Laternen in den Schatten. Seine Verfolger standen am Ufer, umherstehend, verwirrt, erstaunt darüber, wo der Flüchtling hingekommen sein mochte. Währenddessen schob Liberio sich weiter, lautlos glitt das Rädchen um den Schiffsrumpf herum, Liberio stieß sich ab und gelangte an das nächstfolgende Schiff, er stieß sich auch an diesem vorbei und kam zu einem dritten, einem kupferbeschlagenen Dampfer; er tastete auch an diesem, seine Gondel schiebend, da glitten seine Hände an den glatten Wänden aus, er fiel in den Boden des Schiffchens, dieses schaukelte, drehte sich und trieb dann.

Schnell richtete sich Liberio wieder auf und schöpfte Atem. Die Gondel trieb schneller, fort von den dunklen Schiffen. Der Mexikaner suchte sich zu orientieren, er beehrte seine Augen in die Finsternis vor sich, zurückblieben die Lichter des Quais, die Laternen der Masten, die Gondel war in der Mitte des Stromes und glitt widerstandslos schnell dahin. Liberio suchte seine Sinne zu sammeln. Aus der momentanen Ruhe, in welche er gefallen war, schreckte er jäh empor. Das Schiffchen fuhr beängstigend schnell dahin; wohin kam es, wo und wann würde es landen? sann Liberio. Die Finsternis vor ihm wurde dunkler, undurchdringlicher, die Umgebung lautloser, und er fing an die Kälte zu spüren, er war ohne Rock, erhielt, die Kleider klebten ihm

auf dem Leibe und er schauderte vor Frost. Weiter glitt das Schiff, schneller, leise rauschten jetzt die Fluten des Flusses, zwei Feuererschiffalaternen tauchten auf und verschwanden wie im Fluge. Der Himmel war schwarz, kein Stern funkelte, die Ufer mußten völlig gewichen sein, denn Liberio erblickte auch nicht mehr die matten Lichter einzelner Ankerstationen der großen Elblähne. Das Rauschen der Flut ward stärker, gurgelnder, der Lauf des Schiffes schneller. Nacht war vor ihm, Nacht hinter ihm, Nacht überall umher, wohin er seine Blicke wendete, tiefste, finsternste, undurchdringliche, todeschweigende Nacht, und die Kälte legte sich wie ein schwarzes Leichentuch auf ihn, er empfand nagenden Hunger, es ergriff ihn Zittern und Beben, er stand im Schiffe, seine Füße wurden so schwach, daß er sich niederlassen mußte, er kniete ein, er sank auf die Kniee, Ohnmacht wollte ihn umfassen, er riß sich empor, starrte in das Dunkel, in die ruhige schwarze Totenstille. Weiter fuhr das Schiff, schneller schaukelnd. Das Gefühl entsetzlicher, unheimlicher Einsamkeit und Verlassenheit packte den Mann im Kahne, er steckte die Hände in das Wasser, um den Lauf des Schiffes aufzuhalten, er zog sie zurück. Die Kälte des Wassers machte sie schmerzhaft erstarren, er tastete im Schiff umher nach einem Stück Holz, er riß eine Bank los und hielt sie in die Flut, um seinem Boote eine Wendung zu geben. Das Wasser rauschte auf an dem Brette und bespritzte ihn mit eisiger Kälte, das Schiff glitt weiter, Liberio zog das Brett zurück, warf es in das Boot und ächzte. Es war ein schauerlicher Laut, den er ausstieß, es malte sich darin die gräßlichste Verzweiflung und Todesangst, er warf sich der Länge nach auf den Boden des Schiffes und sprang wieder auf, er schrie, rief und kreischte mit den Lauten eines wilden Tieres. Nichts antwortete ihm, kein Laut, kein Lichtschein. Seine Kehle war trocken, als wäre sie von Holz, er brachte keinen Ton mehr hervor, er konnte nicht mehr schreien. Dabin fuhr er widerstandslos durch Kälte und Nacht.

Plötzlich hatte er eine Vision, neben ihm stand ein Knochengestirp, es hatte das blaue Band Pauls um den weißen Schädel und spielte die Geige immer schneller, immer schneller, und nach dem Takte glitt der Kahn; nun legte das Gerippe die Geige fort und griff mit den weißen Knochenarmen nach ihm. Liberio schrie entsetzt auf. Da verschwand die Gestalt und jetzt stand sie wieder am Bordsteil des Bootes und spielte Pauls silberne Flöte wahnsinnig schnell, und wahnsinnig schnell folgte der Kahn den wilden Tönen. „Erbarmen! Erbarmen!“ schluchzte Liberio. Das Gerippe schüttelte den Kopf und seine weißen Zähne grinste.

Trotz der Angst und der wilden Phantasie seines fiebernden Kopfes fühlte Liberio die Kälte; aber es war nicht mehr lautlos und still um ihn her, es klang und sang, es läuteten Glocken, große, kleine, helle, dumpfe, überall tauchten Lichter auf, rote, blaue, grüne, die ihn geisterhaft umtanzten. Liberio lag auf dem Boden des Kahnes, die Augen weit offen, nach oben gerichtet. Das Gesicht starr, nur die Augen glühend, und seine Lippen murmelten unaussprechlich, indes das Schiff in der eisigen Nacht weiter trieb. Das Läuten und Klingen um ihn verstummte, die Lichter erloschen. Das Gerippe vorn am Schiffe verschwand im Dunkel, Liberios Lippen hörten auf sich zu bewegen, sein Kinn ward edig, die Zähne traten hervor, weiß, schauerlich, die Augen verließ der irre Schimmer, ein leiser, röchelnder Hauch und Liberio stand vor jenem Richter, der keine Akten braucht und keine Zeugen, keine Beweise, keine Ankläger und keine Verteidiger, der richtet nach jener Erkenntnis, gegen die alles Menschentum und alle Menschenklugheit blüdes Stammeln ist.

Am nächsten Morgen lief in Hamburg bei der Polizei die Nachricht ein, daß man acht Stunden unterhalb des Hafens in der Elbe ein treibendes Boot aufgefischt habe, in dem ein erfrorener Mensch lag, ohne Kopf, jedoch bekleidet mit einer grünen Tuchhose, an deren Seiten breite silberne Borten hinablaufen.

„Es scheint ein verunglückter herrschaftlicher Diener zu sein, der bei der Elbe in die Strömung geraten,“ hatte der Uferwagt hinzugefügt.

Die Leiche wurde nach Hamburg zurückverlangt und dort als jene des entflohenen Zirkusführers Carlos Cesarini, auf dem der dringende Verdacht des meuchelmörderischen Attentates ruhte, amtlich erkannt.

Das Gerücht von den Geschehnissen im Zirkus durcheilte wie ein Lauffeuer die Stadt. Es kam auch zu Helmer Wallroben, der sich in seinem Klub befand. Es hieß, der Koba sei tot und der entspringende Mörder hätte Miß Glumy mit einem Dolch verwundet.

Eigentlich hätte diese Nachricht dem Advokaten wie eine Freudenbotschaft klingen müssen, die ihn befreite von einem wahren Alpdruck und ihn plötzlich aller Sorgen und Kneipen ledig machte, dem war jedoch nicht so; wohl atmete er einen Moment auf, aber die unter diesen Umständen so naturgemäße Freudigkeit zog bei ihm nicht ein. Es wollte ihm scheinen, als lastete jetzt etwas Dunkles, Unrecht-mäßiges auf dem Vermögen, es kam ihm zu schwer errungen vor, es berührte ihn der Gedanke peinlich, daß die Erinnerung an einen Unglücksfall mit dem Genuß des Reichtums verknüpft sei und daß dieser Mann vielleicht nicht den Tod in dem gefährlichen Verufe gefunden hätte, wenn er mit ihm einen Vergleich geschlossen, mit ihm geteilt haben würd.

Man sprach noch etwas unter einander, jedoch leise, dann bedünkte es ihn, als ob seine Bekannten ihn sonderbar ansähen, halb mitleidig fast, seinen forschenden Blicken ausweichen und vorsichtig, jedoch entschieden bemerkbar für seine durch Mißtrauen geschärfte Augen, sich etwas von ihm ferne hielten.

Er ging daher auf einen seiner ältesten Bekannten zu, richtete das Wort an ihn und fragte, ob er sich täusche, oder ob noch etwas bei dem Unfall passiert wäre, das ihn angehe.

Der Freund wich aus, er wollte lange nichts sagen, endlich berichtete er dem in ihn dringenden Helmer, daß Fräulein Bernhardt, seine Verlobte, sich etwas auffällig bei der Sache benommen habe, in die Arena hinab gerollt sei, dem Verunglückten habe helfen wollen, geweint und wie verzweifelt sich gebärdet hätte. So ginge das Gerücht, welches ja alles übertreibe, setzte er beschwichtigend hinzu.

Helmer nickte nur mit dem Kopfe, nahm seinen Hut und entfernte sich, ohne von jemand Abschied zu nehmen, aus dem Klub.

Er ging direkt zum Hause seines Schwiegervaters, die Augen am Boden wurzelnd und das Herz geschwellt von Zorn und Entrüstung.

Er traf Herrn Bernhardt und seine Tochter nicht zu Hause, sie wären aus dem Zirkus noch nicht heimgekehrt, bekam er zur Antwort und er gab die Absicht kund, die Herrschaften zu erwarten. So lag er denn in dem kleinen, altväterisch möblierten Salon und hatte Zeit, sich mit seinen Gedanken zu unterhalten, die keineswegs freundlicher Natur waren. Jetzt war er also endlich in den langerstrebten Besitz des Vermögens gekommen und was war nun? Er brühte ihn wie eine Last und seine Braut hatte auf eine geradezu furchtbare Weise öffentlich, sozusagen vor der ganzen Stadt, ihn kompromittiert. War das der Segen, den die Reichthümer des Senators zur Folge hatten?

Da erkante die Glocke und die Erwarteten erschienen.

Es mußte ihnen wohl nicht gesagt worden sein, wer im Salon war, denn Herr Bernhardt und Ernestine traten ein.

Ernestine erblickte zuerst den Anwesenden und fuhr mit einem Aufschrei zurück.

Sie wollte aus dem Zimmer. Helmer jedoch rief:

„Bleiben Sie, mein Fräulein! Diese Minute in meiner Gegenwart zu weilen, sind Sie mir schuldig.“ Er stand hochauferichtet da, seine Augen leuchteten weißlich und seine Lippen waren bleich und bebten.

Ernestine stand wie gelähmt da und Herr Bernhardt blickte ganz fassunglos zu Boden.

„Ist es wahr, Fräulein, was ich soeben vernommen, daß Sie mit meiner Ehre ein so schwaches Spiel getrieben?“ fragte Helmer, „sie öffentlich vor tausenden von Menschen mit Füßen getreten haben?“

Jetzt richtete sich auch Ernestine empor.

„Mit Ihrer Ehre!“ sprach sie. „Wie kann ich etwas mit Füßen treten, das Sie nicht besitzen?“ warf sie bleich wie eine tote dem erzürnten Mann entgegen.

„Wären Sie kein Weib, aus dessen Munde diese Worte kommen, ich schlage Sie nieder wie ein böses Tier, das mich vergiften will. So kann ich nur sagen, daß Sie eine Verleumderin sind, ein Weib, das keines anständigen, ehrenhaften Mannes würdig.“

„Das wagten Sie noch auszusprechen!“ rief jetzt Ernestine und ihre Augen sprühten einen wilden Haß gegen den Verlobten. „Sie, der Meuchelmörder dinst!“

„Was?“ stieß Helmer hervor und taumelte zurück wie von einem Schläge getroffen. „Ihr Verstand hat gelitten. Sie sind irrsinnig geworden. Nur ein Wahnsinniger ist im Stande, das zu sagen.“

„Sie ist wie von Sinnen,“ mischte sich Herr Bernhardt jetzt in den Streit. „Ihr Benehmen, plötzlich, läßt mich auch befürchten, daß all dies Krankheit ist.“

„Krankheit!“ lächelte jetzt höhnisch Ernestine. „Dort steht derjenige,“ auf Helmer weisend, „der mich allerdings bis zum Rande des Wahnsinns gebracht hat, der keinen Mord scheute, um seine schredliche Habgucht befriedigen zu können; aber wahnsinnig bin ich nicht, nein, mein Geist ist gräßlich klar, und so will ich denn dem Herrn sagen, es soll das letzte Wort sein, das er von mir hört, daß ich ihn nie geliebt habe, daß ich für Liebe hielt, was Gewohnheit und Schwäche des Charakters war, jenen Mann liebe ich, dem er nachgestellt! Seit dem ersten Momente, da ich ihn erblickte, da empfand ich, was Liebe ist, und jetzt weiß ich's, und Sie, Herr Helmer Wallroben, haßte und verachtete ich wie das feigste Geschöpf, das die Erde trägt, wie das giftigste Reptil. Die Luft des Zimmers ist vergiftet, wo Sie atmen, der Mensch ist entehrt, den Sie berühren, die Stadt ist geschändet, wo Sie wohnen. Verlangen Sie noch mehr? Herr Helmer Wallroben! Das ist allerdings nicht die Sprache der Braut, die liebt, sondern die des Weibes, dessen Herz erwacht ist und dessen Liebste man tödlich gemordet.“

„Das ist die Sprache des Irrenhauses!“ rief Helmer Wallroben dagegen, „einer Nasenden, die aus der Gemeinschaft der Vernünftigen ausgeschlossen gehört, damit sie kein Unheil stiftet und harmlose Menschen tödlich anfaßt.“ Mit diesen bleich vor Zorn und Erregung gesprochenen Worten nahm der Anwalt seinen Hut und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Eisenbahnjubiläum.

Zum fünfzigsten Gedenktage der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg-Fürth am 7. Dezember 1835.

(Bild S. 212.)

Obwohl Blitzzüge und Pullman'sche Salonwaggons dermalen allen, auch den peinlichsten Ansprüchen gerecht zu werden fähig, welche man an Eisenbahnen stellen kann, so gibt es doch nicht wenige, welche selbst mit diesen unseren besten Verkehrsmitteln unzufrieden sind und im Geiste bereits jene Zeit voraussehen, da jeder Spiehbürger Sonntags nachmittags seine Balloneinfahrt nach dem Begleiter und nächtlichen Erleuchter unserer irdischen Mutter macht, um im „Mann im Mond“ sein gewohntes Spielchen zu machen.

Diese Unzufriedenen sollten an jene Zeit, da es noch keine Eisenbahnen gab, zurück- und daran denken, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis es der unermüdbaren Tätigkeit des menschlichen Geistes gelang, jenes Verkehrsmittel zu schaffen, welches zu den entferntesten Völkern die Errungenschaften europäischer Kultur trägt.

Bahngleise herzustellen, welche in glatter Reihe sich hinziehen und infolge thunlichster Vermeidung der Reibung den Rädern möglichst geringe oder gar keine Hindernisse entgegenstellen, ist eine so uralte Erfindung, daß man sich in der That wundern muß, daß man nicht schon lange darauf kam, diese Einrichtung bei den gewöhnlichen Kunststraßen anzuwenden. Schon den Völkern des grauen Altertums waren solche Geleise bekannt und es ist jedenfalls nur eine Folge des durch kriegerische Ummäzungen herbeigeführten Stillstandes der Kultur, wenn auch diese Erfindung wieder verloren ging. Die Ägypter und Ägypter legten, um die ungeheuren Steinmassen zu ihren Nischenbauten aus den Steinenbrücken zur Baustelle zu bewegen, große, behauene Quadersteine dicht aneinander und bildeten so eine Steinbahn, in welche die Räder der Blockwagen nach und nach die Geleise einschnitten. Auch die Römer kannten solche Steingleise, wandten sie jedoch nur sehr selten an.

Dem deutschen Bergbau blieb es vorbehalten, ein neues System für den Geleisebau zu beschaffen. Schon seit vielen Jahrhunderten erfolgte der Transport der Erze und Steine in den Bergwerksgegenden des Harzes und anderwärts auf Holzbahnen, welche aus zwei auf hölzerne Unterlagen gestreckten Balkenreihen bestanden, die, mit einander gleichlaufend und nach gleichmäßigem Fall gelegt, den Wagen eine ebene Bahn darboten und dadurch gestatteten, daß ein Pferd eine vierfach größere Last bewältigen konnte, als auf den gewöhnlichen Wegen.

Als die große Königin Elisabeth deutsche Bergleute aus dem Harze nach England kommen ließ, um die immer mehr Bedeutung erlangenden Steinkohlenwerke auszubauen, kamen mit den Bergleuten auch die „Hundegestänge“ genannten Holzbahnen nach England, wo die Holzgleisen um 1770 durch eiserne Schienen von je drei bis vier Fuß Länge ersetzt wurden, weil Holz wegen seiner überaus raschen Abnutzung zu teuer war. Diese neuen Schienenwege, die ersten Eisenbahnen, kamen zuerst zu Golebrookdale in Anwendung und bewährten sich, besonders, als man die Geleise in denselben vertiefte, ziemlich gut. Bereits nach wenigen Jahren waren diese Tramways, wie man diese Eisenbahnen nannte, auch auf anderen Bergwerken im Gebrauch. Die ersten Schienen waren ziemlich dünn und flach und hatten auf der äußeren Seite einen aufrecht stehenden Rand, um das Entweichen der Räder vom Geleise zu verhindern. Bald aber fand man es für besser, die Schienen ganz flach zu machen und statt ihres Randes den inneren Rand der Räder einen Vorsprung zu geben, der sie nötigt, stets das Geleise zu halten.

Indessen hatten alle diese Bahnen keine weitere Bedeutung, da sie nur zum Gütertransporte dienten, für die Beförderung von Reisenden als gefährlich angesehen wurden und schließlich als Triebkraft Pferde dienten, so daß ihr Zweck nicht erhöhte Geschwindigkeit, sondern nur größere Tragfähigkeit war. Indes griff allmählich die Idee eines neuen Transportmittels Platz, welches man in der Dampfmaschine fand. Eine mit den zu transportierenden Wagen in direkter Verbindung stehende, selbst mitfahrende Maschine hielt man aus verschiedenen, später freilich hinfällig gewordenen Gründen für absolut untauglich, zumal vereinzelte Versuche mit Straßenlokomotiven verunglückten.

Als indes die ursprünglich auch nur für Gütertransport bestimmte erste europäische Eisenbahn Liverpool-Manchester ihrer Bollendung nahe war, trat die Frage der Zugkraft energisch in den Vordergrund, und war es Stephenson, der die erste, freilich etwas unbehilfliche Lokomotive erbaute. Fast gleichzeitig mit genannter Bahn entstanden solche in Amerika, wo Hr. Löst 1828 die Schuylkill-Bahn baute, und in Oesterreich: Linz-Budweis. Immer aber kehrte die Frage wieder: Welche bewegende Kraft soll das Pferd ersetzen? Da man den Lokomotiven oder „Dampfwagen“ nicht recht traute, machte man den Vorschlag, in Entfernungen von einer bis zwei Stunden stationäre Dampfmaschinen herzustellen, der aber, als der Versuch mit der ersten Lokomotive gelungen war, sofort vom Schauplatze verschwand.

Nachdem jedoch durch die Liverpooler Bahn der Beweis geliefert worden war, daß die Eisenbahn nicht bloß zum Transport von Gütern, sondern auch von Menschen sich eigne und daß im Verhältnisse zu den bisherigen Beförderungsmethoden bedeutende Ersparungen an Zeit und Geld erzielt würden, entstand ein Eisenbahnfieber, das neben vielen wichtigen Projekten auch manche schlimme Gründung in sich barg.

Auf dem europäischen Kontinent machten Oesterreich mit der Budweis-Linzer, Frankreich mit der St. Etienne-Lyoner Bahn den Anfang im Eisenbahnbau; etwas später folgte Belgien. Gerade Deutschland sah in dieser Beziehung weder Augen noch Ohren zu haben, obwohl es zwei Männer zählte, denen die Entwicklung eines deutschen Eisenbahnwesens sehr am Herzen lag.

Es waren dies Friedrich List und der bayerische Oberberg-rat Josef von Baader.

Ersterer machte bereits 1829 der bayerischen Regierung in seinen „Mitteilungen aus Amerika“ Vorschläge zu einem bayerischen Eisenbahnsystem und einer bayerisch-hannoverschen Bahn; Baader war in praktischer Weise thätig, vermittelte seine auf mehreren Reisen nach England gesammelten Erfahrungen zum Bau einer Modelleisenbahn von circa 230 Meter Länge im Schloßgarten von Nymphenburg (1818–26) und erfand verschiedene technische Verbesserungen.

Da aber die Regierungen den an sie ergangenen Ruf um so weniger Folge zu geben vermochten, als ihre ganze Thätigkeit von den damaligen Demagogengebieten in Anspruch genommen wurde, so trat zunächst das Privatkapital in Aktion und hat Nürnberg in Verbindung mit dem benachbarten Fürth den Ruf, den Anstoß zu einer deutschen Eisenbahnpolitik gegeben und die erste deutsche Eisenbahn erbaut zu haben.

Am 14. Mai 1833 erließen die beiden Bürgermeister Vinder von Nürnberg und Bäumen in Fürth, Platner, Marktvorsteher, und Scharrer, Kaufmann zu Nürnberg, sowie die Kaufleute Mayer und Reising in Fürth eine „Einladung zur Gründung einer Gesellschaft für die Errichtung einer Eisenbahn mit Dampfbahn zwischen Nürnberg und Fürth“. Diese „Einladung“, welche, freilich etwas zu sanguinisch, die zu erbauende Linie ohne weiteres zu einer Bahn von internationaler Bedeutung stempelte, ging von den großen Veränderungen aus, welche die Liverpool-Manchester-Bahn im öffentlichen Verkehr dadurch hervorgerufen, daß die Entfernung zwischen den beiden Städten um die Hälfte gekürzt, die Reiseloften um mehr als zwei Drittel gemindert und dessen ungeachtet im ersten Betriebsjahre eine reine Rente des Aktienkapitals von acht Prozent erzielt worden war, und rief die öffentliche Teilnahme für ein Projekt an, das zwei durch ihre Industrie eng verbundene, 1 1/2 Stunden räumlich getrennte Städte mit einander verbinden sollte. Die Anlagekosten wurden inklusive Anschaffung zweier Maschinen auf 132,000 Gulden (nach damaligem Geldwerte mindestens 300,000 Mark) veranschlagt, eine jährliche Brutto-Einnahme von rund 30,000 Gulden (75,000 Mark) und eine jährliche Dividende von 12 1/2 Prozent berechnet.

Im November desselben Jahres konstituierte sich die Gesellschaft, nachdem das ganze Kapital gezeichnet worden war, als „Ludwigs-Eisenbahn-Gesellschaft in Nürnberg“.

Nicht uninteressant ist dabei, daß gerade der Mann, der neben List am meisten für die Errichtung von Eisenbahnen in Deutschland, namentlich in Bayern, thätig war, der schon genannte Oberbergbau v. Baader, welcher um ein Gutachten angegangen worden war, dem jungen Unternehmen ein sehr ungünstiges Prognostikon stellte, indem er ein Anlagekapital von einer Viertel-million Gulden, mindestens aber 150,000 Gulden für nötig erachtete, den aus England von Stephenson zu beziehenden Lokomotiven eine nur achtmonatliche Dienstfähigkeit zusprach, deren Reparatur auf jährlich 37,900 Gulden veranschlagte, den Vortrieb erhob, daß alle Voranschläge zu niedrig seien, und endlich ein jährliches Defizit von 15 1/2 Prozent berechnete.

Doch ließen sich die wackeren Männer, welche das Komite bildeten, dadurch nicht abschrecken, vielmehr wurden am 21. November 1833 die Statuten beraten, welche die Ausgabe von 1400 Aktien à 100 Gulden „zur Herstellung und Benützung einer Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, auf welcher Personen und Waren mittels Dampf-, Pferde- und sonstiger Kräfte transportiert werden“, festlegten und am 19. Februar 1834 die allerhöchste Genehmigung erhielten, worauf die Gesellschaft sofort den Bau der Bahn beginnen und sich zu diesem Behufe von Stephenson einen Ingenieur verschreiben wollte, was aber an den hohen Forderungen desselben scheiterte.

Nun übernahm der eben von einer Reise nach Nordamerika und England zurückgekehrte Bezirksingenieur Denis in Nürnberg, später Direktor der bayerischen Ostbahnen, den Bau, der bis September 1835 beendet war.

Noch im Mai desselben Jahres war die Frage, ob die Bahn ganz mit Dampf, oder alternierend mit Dampf und Pferden, oder ausschließlich mit letzteren betrieben werden sollte, unentschieden. In Deutschland existierte keine Maschinenfabrik; der ausschließliche Betrieb mit Pferden schien dem Direktorium zu langsam, der ausschließliche Maschinenbetrieb wegen des hohen Kohlenpreises von 1 Gulden 20 Kreuzer (3 Mark) per Zentner zu teuer, weshalb man beschloß, von Stephenson eine jeppferbedrängte Maschine zu beziehen und nebenbei auch den Pferdebetrieb zuzulassen, damit man auch bei Nacht fahren könne und furchtsame Personen von der Benützung der Bahn nicht ausgeschlossen seien. Die sieben Wagen wurden von Nürnberger und Fürther Meistern gefertigt. Im September kam die Maschine „Aler“ an und wurde unter Leitung des von Stephenson mitgegebenen Maschinenisten Wilson montiert, der zugleich die Leitung des „Dampfwagens“ und die Unternehmung eines Mechanikers in der Leitung desselben gegen einen Wochenlohn von 40 Schilling (2 Pfund Sterling) auf die Dauer von acht Monaten übernahm.

Als die Gesellschaft am 6. Dezember 1835 den Generalbericht über den bisherigen Stand des nun zur Vollendung gelangten Unternehmens vorgelegt erhielt, zeigte sich, daß der Voranschlag um netto 45,000 Gulden überschritten worden war, was natürlich bei dem Umstand, daß die ursprünglichen Voranschläge ohne alle Reserve Basis aufgestellt worden waren, nicht verwundern darf.

Knapp vor Eröffnung der Bahn kam ein schillernder Mißton in die Gesellschaft, indem ein Staatsbeamter, zugleich Mitglied des Direktoriums, eine Broschüre erscheinen ließ, in welcher er gegen den „Dampfwagen“ einen wahren horror vacui zur Schau trug, von einem „von Zeit zu Zeit lahm werdenden Dampfwagen, der leer bleibenden Kasse, welche die Direktion bald nötigen werde, die Dämpfe niederzuschlagen“, sprach. Da indessen dieser Staatsämorrhoidarius gleichzeitig aus dem Direktorium ausschied, ging der Sturm wirkungslos vorüber und erfolgte unter entsprechenden Feierlichkeiten am 7. Dezember 1835 die Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn.

Dadurch hatte das Prinzip des Eisenbahnwesens solchen Boden gewonnen, daß auch die projektierte Dresden-Leipziger Bahn bald in Ausführung kam, das 1839–44 verwirklichte Projekt der München-Augsburger Bahn noch 1835 aufstaupte und in wenigen Jahren ein ganzes deutsches Eisenbahnnetz mit möglichster Berücksichtigung des Particularismus ausgearbeitet war.

J. M. Förster.

Sinnsprüche.

Wie mancher haßt seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewußt ist, den Haß seines Nachbarn zu verdienen.

Der Mensch begeht oft wider Willen ein neues Verbrechen, nur um der Schamröte über ein altes aus dem Wege zu gehen.

Albumblatt.

Was mich zu dir so mächtig zog.

Was mich zu dir so mächtig zog,
War nicht der Augen Allgewalt,
Der Schimmer nicht des gold'nen Haars
Und nicht die schlanke Huldgestalt.

Was mich zu dir so mächtig zog,
War deiner Stimme trüber Klang,
Der mir wie Nachtigallensang
Ins Herz, ins lebensmüde, drang.

Die Blässe deiner Wangen war's
Und eine Thräne, die verriet,
Daß deine Seele tiefgeheim
Ein namenloses Weh durchzieht.

Maximilian Bern.

Ziske-Sephe.

Skizze aus den Appenzeller Bergen

von

M. Lenz.

(Schluß.)

In der nächsten Zeit gab es Sturm; er brauste im Haus, ob auch draußen die Sonne schien und die Matten im warmen Licht erglänzten. Der Vater hatte sein Wort gegeben und verlangte Gehorsam. Er drohte und schalt und suchte den Eigensinn des Kindes zu brechen. Der Steinegger warb und warb, er ging krumme und gerade Wege, aber sie trachten ihn nicht ans Ziel. Ziske-Sepheli blieb fest, aber sie wurde gar still und bleich, so bleich, daß der Steinegger eines Tages im Wirtshaus vor allen Leuten sagte, die Ziske-Sephe komme ihm vor wie ein Gespenst, und er frage ihr einen Teufel nach! Rote Rosen seien ihm lieber als weiße, und Fleisch lieber als Knochen. Und er that sehr auffällig mit der Lämmliwirts Tochter, der Appelone. — Von dort an drang der Vater nicht weiter in Sephe.

Drei Monate später hielt der Steinegger Hochzeit mit der Appelone und schon nach ein paar Wochen lebten sie im Unfrieden.

Unterdessen kam sie und da ein Brieflein an die Sephe. Die Bösin hielt es unter der Schürze versteckt, bis sie es dem Mädchen ungesehen geben konnte. So alte Votenweiblein halten es gar gern mit den heimlich Liebenden.

Die Briefe waren anfänglich in steifen, großen und unregelmäßigen Buchstaben geschrieben, bald aber standen die Schriftzeichen da wie die preußischen Soldaten so schön stramm in Reih und Glied. Wenn ein gar so schöner Brief kam, so nahm Sephe immer die paar ersten aus der Truhe, strich mit der Hand darüber hin und küßte sie. Sie mußte sich's immer vorsagen, daß es wirklich der Toni sei, der die strammenden Soldaten aufgestellt; — vorher, als noch alles übereinander purzelte hatte sie's von selbst gewußt. Sie kannte seine Krähensfüße noch von der Schule her.

Es war gar schön, von dem zu lesen, was der Toni alles sah und erlebte; aber die Sephe konnte ihm in der fremden Welt nicht überall hin folgen. Es kam ihr vor, als steige der Toni wieder an die hohen Faden und Felsen hinauf und lasse sie unten im Thal.

Er schrieb allerlei vom Konservatorium, wo sein hoher Gönner ihn ausbilden ließ, und vom Theater. Von dem letzteren konnte sie sich wohl einen Begriff machen; man spielte zur Fastnachtszeit ja auch Theater da und dort in den Dörfern herum. Aber so mächtig schön, wie er's beschrieb und fand, war es ihr doch nie vorgekommen!

Ueber sein Singen schrieb er auch viel; man lobte seine Stimme und machte ihm gute Aussichten für die Zukunft. Er hatte einen hohen Tenor und die wären gar selten, schrieb er. Sie verlangte zu wissen, an was für Liedern er sei, ob sie dieselben nicht auch kenne? Er hatte gar nicht darauf geantwortet, und sie sang und las deshalb den ganzen Piederich und das Gesangbuch durch, wenn sie allein war. Es war doch vielleicht eines darunter, das er jetzt eben singen mußte.

Es kam eine Zeit, wo die Briefe rar wurden. Sephe ging der Botenfrau monatlang täglich vergebens entgegen. „Der Arme, daß er nicht einmal Weile hat zum Schreiben!“ dachte sie und sie gab ihm recht, daß er so fleißig sei; das Ziel rückte um so näher, je mehr er arbeitete. Aber es brauchte doch erstaunlich viel Zeit, um singen zu lernen! Und er hatte es doch daheim schon so schön gekonnt!

Es kamen viele Freier; der Vater setzte stark an, aber die Sephe hielt sich frei, und so blieben sie zurück.

Um Ostern herum erkrankte der Vater; er hatte einen bösen Fall gekriegt und stieg langsam dahin. Im Winter legte man ihn ins Grab. „Verzeih, verzeih, daß ich Dir nicht zu Willen gewesen bin!“ flehte Sephe an dem überschnittenen Hügel. — Sie hatte aber treue Kindespflicht geübt durch schwere Monate hindurch und der Vater hatte ihr's gedankt mit seinem letzten Atemzug.

„Gottes Segen über Dich, auch wenn Du doch noch

thust, was ich gern gehindert hätte!“ hatte er gesagt, ehe er hinüberging. An dem Wort richtete Sephe sich auf und sie suchte mit befreitem Herzen den Stern am klaren Winterhimmel, den Stern, der ihr und dem Toni zu eigen gehörte!

Im Frühling ging das „Werken“ an. Die Sennen zogen mit dem Vieh auf die Alpen und sie blieb mit einem einzigen alten Knecht im Heimat und versorgte von dort aus die bergwärts Gezogenen mit dem, was sie brauchten.

Es war eine rechte Kraft in dem Mädchen, es leitete und besorgte alles wie ein Mann.

Dem Toni hatte sie des Vaters Segenswort und Tod gemeldet, und sie wunderte sich, daß er nicht sogleich kam. Er brauchte ja den großen Haufen Geld, den er des Vaters wegen hatte erwerben wollen, nicht mehr, sie hatte übergenug für beide.

Der Toni hatte einen schönen Brief geschrieben auf einem Blatt mit einem glänzend schwarzen Rand. Der schwarze Rand that ihr wohl; er bedeutete ihr seine Mittrauer und ihre beiderseitige Zusammengehörigkeit.

Er stehe jetzt vor einer brillanten Laufbahn, schrieb der Toni. „Es wird fast nicht anders gehen, als daß Du zu mir kommst nach Wien oder nach München, wohin mich gegenwärtig ein vorläufiges Engagement als Konzertfänger ruft. Man wünscht mich auch für die Oper zu gewinnen, dazu gehört aber noch mancherlei andere Ausbildung. Ich weiß noch nicht, was ich thun werde. Für den Augenblick mußt Du mich meinen Weg gehen lassen, aber wenn ich einst festen Fuß gefaßt haben werde, hole ich mir mein Appenzeller Edelweiß! Das wird sich ja alles finden.“

Sephe bewegte die Sache in ihrem Herzen, das sich zusammenzog, wenn sie ans Scheiden von den lieben Bergen dachte; aber es fiel ihr nicht ein, daß sie sich dem widersetzen könnte. „Wo er ist, wird's auch schön sein“, tröstete sie sich, „für mich am aller schönsten auf der Welt!“ In der Stille aber beschloß sie, das Heimat nur auszuweichen, wenn sie wegzöge. „Verkaufen kann man dann immer noch. Wer weiß, ob's ihn später nicht doch wieder heimlockt. Den Sants und den Ramor und Höhenkassen find't er in all den großen Städten doch nirgends, und wer unter Alpenrosen, Brändlerli und Edelweiß groß geworden, hat keine dauernde Freude an Gartenblumen. Das Heimat muß ihm offen bleiben — ihm und mir!“

Der Sommer ging im Flug vorüber bei angestrengter Arbeit für Kopf und Hände. Wenn die Regierungsgeschäfte sie los ließen, so saß Sephe vor dem Haus oder in der vielsternigen Stube am Stidrahmen. Es waren wahre kleine Kunstwerke, welche ihre Nadel auf die feine, glänzende Leinwand zauberte. Sauer in ein Tüchlein geschlagen trug sie nach Monden ihr Werk zur besten Nähterin im nahen Hauptsteden, und diese machte sich eilig an ein halb Duzend seiner Mannsheiden, und setzte die prächtigen, gestickten Einsätze, an denen Sephe so unermüdlich gearbeitet hatte, darein.

Im Weihnachten herum kam eine Gespanin, die im Sommer im Tirol und im Winter in München einen Appenzeller Stiderrahmen hielt, ins Ländli zurück, um frische Ware zu holen. Ihr erster Gang war zur Sephe. Sie brachte ihr ein Zeitungsblatt, darin ein Konzert besprochen war. „Ich denk', es wird Dich freuen, Ziske-Sephe,“ sagte sie, „der Toni ist ja bei euch daheim gewesen von klein auf.“ Und sie blickte der Sephe schelmisch ins erröthende Gesicht, während diese las. „Großes und gerechtfertigtes Aufsehen machten die herrlichen Tenorlieder von Schubert, die ein junger Wiener Künstler, Anton Fessler (dem Vornehmen nach ein Schweizer von Geburt), vortrug,“ stand dort schwarz auf weiß. Dann kam viel Lob über die wunderbaren Stimmittel und die eminente Begabung des jungen Mannes, dem eine große Zukunft verheißen ward, und es wurde schließlich der Wunsch ausgesprochen, daß es gelingen möchte, diesen aufgehenden Stern der Melodien dauernd zu erhalten.

Sephe strich über dem Knie das Zeitungsblatt glatt und blickte selig darauf nieder.

„Wann gehst zurück?“ fragte sie endlich.

„Wann ich wieder einmal recht ausgetanzt hab“, lachte die Freundin. „Ich hab' mich lang genug geseht nach ein paar rechtschaffenen Stubeten. Was ein richtiges Innererhölder Maidli ist, gewöhnt sich sein Lebtag nicht an das, was sie draußen tanzen nennen!“

„Nun, so tanz in Gottes Namen!“ lächelte die Sephe, „und wenn Du genug hast, so sag mir's. Ich geh' mit Dir nach München.“

„Du, Ziske-Sephe?“

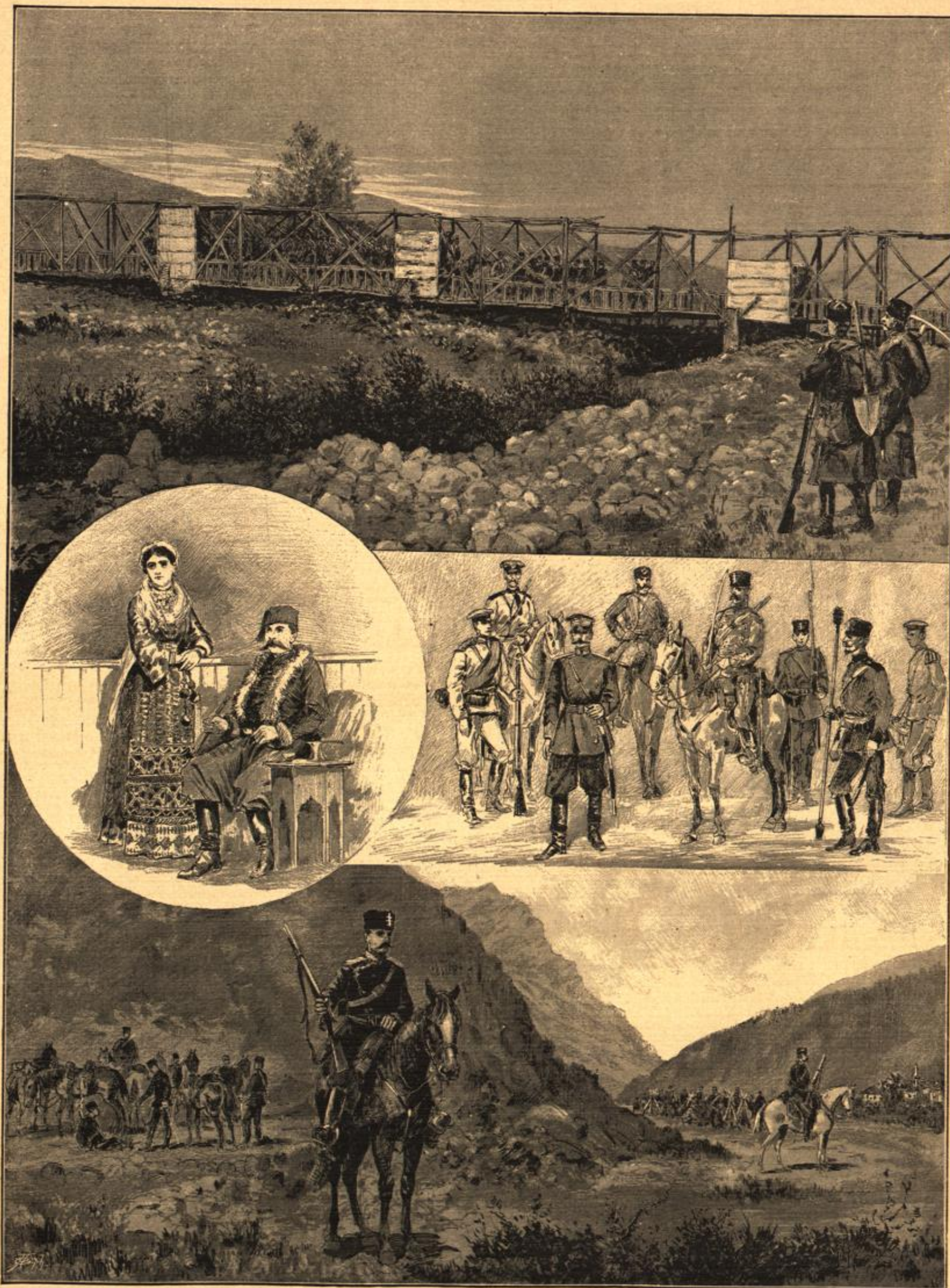
„Ja, ich! — Willst mich nicht?“

„O, tausendmal ja! Du wirst wohl den Toni singen hören?“

„Kannst recht haben; item, ich komm“, antwortete Ziske-Sephe.

Es war noch alles weiß im Ländli, als sie abreisten. Der Sephe war's, als ging's in den Himmel hinein, und doch kam ihr der Weg gar weit und öde vor und die Welt kalt und fremd. Sorgsam auf ihren Knien hielt sie während der ganzen langen Fahrt das Paket mit den sechs gestickten Hemden. Das war ihr Kram für den Toni.

Bei den Leuten, wo die Freundin in München Kost und Wohnung hatte, bekam auch sie Quartier. Die Mädchen kauften sich Zeitungsblätter und studierten sie eifrig. Eines Tages blieben sie lang oben auf ihrer Stube; als sie herunter kamen, schlugen die Wirtleute die Hände über dem Kopf zusammen. Das strahlte und funkelte ja so prächtig



Vornehme Rumeloten.

Brücke bei Sennakon.
Vorpösten an den Balkanpässen.

Bulgarisches Militär.

Bilder aus Bulgarien. Originalzeichnung von F. Schlegel. (S. 211.)



Schulkinder in den Tiroler Alpen. Nach einer Skizze von A. Häting. (S. 211.)

und sah so schmutz und eigenartig aus! Die reiche Appenzellertracht in ihrer vollsten Pracht und Schmuckentfaltung hatten sie bisher noch nie so recht gesehen.

Die Mädchen nahmen die braunen Mäntel um und schritten durch die gasbeleuchteten Straßen. Die Marei wußte ganz genau, wo die großen, feinen Konzerte stattfanden.

„Aber recht weit vorn!“ bat sie an der Kasse.

Der Mann, der die Eintrittskarten verkaufte, lächelte vor sich hin. „Zu dienen!“ sagte er, indem er zwei Karten hinschob, und er blickte den beiden goldenen Pfeilen, dem festlichen Haarschmuck der unbefleckten Appenzeller Jungfrauen nach, bis sie sich im Gedränge verloren.

Jetzt saßen sie ganz vorn, in der ersten Reihe, nur etwas seitwärts. Der hohe Raum war wie ein Lichtmeer; die Strahlen brachen sich an den silbernen Rosetten und Wiederketten und all dem seltsamen Schmuck der Mädchen, als diese ihre Mäntel auf die Rücklehne legten.

Aller Augen wandten sich nach den beiden Gestalten in hässlich fremdartiger Gewandung. Die Offiziere, sonst die Bunt- und Blühenden, musterten durchs Augenglas diejenigen, welche ihnen heute den Rang ablaufen wollten im Glänzen, und die Damen in der Runde flüsterten hinter ihren Fächern miteinander und lächelten. Marei sah es wohl und es machte sie ordentlich stolz, aber es war ihr nichts Neues. Ihre vornehmen Kundinnen hatten ihr schon viel Schmeicheles gesagt über ihre Nationaltracht, jetzt aber sollten sie einmal erst recht sehen, was ein Appenzeller Staat bedeute!

Sephe merkte von allem nichts, ihr Auge haftete auf dem Podium, wo der Konzertsägel stand und wo das Orchester bereits intonierte.

Das Konzert begann. Nach der Symphonie kam ein Tenorsolo. Mit Bravour und Händellatschen ward der bewillkommt, der jetzt vortrat. Er verbeugte sich grüßend, dann erhob er mit der weißhandschuhten Rechten das Notenblatt und nun klang die wunderbare Stimme durch den Saal.

Donnernder Applaus folgte dem herrlichen Vortrag und wieder verbeugte sich der Gefeierte dankend nach rechts und links. „Grüß Gott, Toni!“ Wie ein Jubelruf schallte es mitten aus der Unruhe heraus an sein Ohr. Er wandte, wie von einem elektrischen Schläge berührt, das Haupt. Dort, woher der Ruf gekommen, stand hoch aufgerichtet mit brennenden Wangen die Sephe!

Die Augen des Sängers ruhten einen Moment auf der fremdartigen Erscheinung, aber es war ein böser, entschelter, eifriger Blick, der Sephe streifte und ihr alles Blut nach dem Herzen zurücktrieb. So mochte Petrus drein geschaut haben, als er sagte: „Fürwahr, ich kenne diesen Menschen nicht!“ — Das Mädchen sank in das Sammetpolster des Hauteuils — der Applaus verhallte — der Sänger zog sich zurück.

Das war das Wiedersehen gewesen!

Eine Stunde später sah Sephe, von einer dunklen Ecke des bereits menschenleeren Korridors aus, den Toni langsam die Treppen hinunter steigen. An seinem Arme hing eine wunderschöne Frau in himmelblauem, schimmerndem Schleppgewande, das blumengeschmückte Haupt verhüllt mit einer schwanbesepten seidnen Kapuze. Sie blickte zu ihm empor mit den leuchtenden dunklen Augen und er neigte sich tief zu ihr, während er mit ihr sprach. Draußen half er ihr in den wartenden Wagen hinein und küßte ihr die Hand zum Abschied.

„Sie kommen doch bald nach, junger Bär!“ rief sie noch aus dem Wagen heraus, ehe die Pferde anzogen.

„Sobald ich ein lästiges Geschäft, das keinen Aufschub leidet, abgethan haben werde! In einer halben Stunde hoffe ich meiner holden Diva zu Besuche zu sein!“ rief er ihr nach; dann wandte er sich nach dem Korridor zurück. Seine scharfen Augen hatten im Vorübergehen in der dunklen Ecke das Appenzeller Mädchen funkeln sehen.

„Ich bin nicht der Mann, einen alten Schuldschein nicht einzulösen zu wollen; auch dann nicht, wenn ich darüber zu Grunde gehen müßte, Sephe! Es war nicht nötig, daß Du herkamst, um Dich mit meinem Glück im unseligsten Augenblick in den Weg zu stellen!“ — Sie behielt kaum mehr als diese wenigen Worte von der ganzen Unterredung.

„Wäh! Dich Gott, Ziske-Sephe! Du armes!“ sagte die Marei in nebelgrauer Morgenfrühe am Bahnhof zu der Abreisenden. „Und gräm Dich nicht zu sehr über den Un dank und die Herzenskälte. 's gibt gottlos noch mehr Appenzeller Buben und brävere, als der einer ist! Es wird ihm aber gewiß nichts Gutes eintragen! Meinen frommen Wünschen hat er's wenigstens nicht zu danken, wenn's ihm gut geht in der schlimmen Welt, die ihn so hochmütig und treulos gemacht hat!“

„Sag nichts über ihn!“ bat die Sephe, „es war gar zu leß von mir, daß ich ihn suchen ging!“

Diesmal schien ihr die Reise gar kurz; sie hätte ein Jahr lang so fahren mögen, gleichviel wohin, nur fort, dahin, wo niemand sie kannte. Nur so still dastehen mit geschlossenen Augen, kein Wort reden, nur fahren, fahren — das war das Beste.

Aber es nahm ein Ende; die Heimat war erreicht und die Arbeit erwartete sie. Ihre sonst so fleißigen Hände waren wie Blei so schwer; aber es mußte doch gehen — und es ging.

Und Jahr reifte sich an Jahr.

In einer abgelegenen Sennhütte droben auf dem Kamor hatte sich ein Fremder eingelegt. Der Senn, ein Rheinthaler, der zum erstenmal da oben sommerte, hatte dem fremden Herrn alle möglichen Kurorte hüben und drüben genannt und empfohlen, der aber hatte gemeint, da und nur da sei es recht für ihn und seinen kleinen Knaben, und er hatte verliebt genommen mit einem duftenden Heulager und mit der frugalen Sennkost. Er mußte sich gesund trinken an Geismilch, hatte er dem Sennen gesagt, und das Kind bedürfe der Alpenluft und er selber der Berg einsamkeit. So hatte der Senn ihn denn gegen guten Entgelt behalten.

Da war aber der Herr schwer krank geworden, so schwer, daß es den Sennen ins Thal trieb um Rat und Hilfe. Ohne Vorwissen des Kranken stieg er hinunter auf den Niedhubel. Die Sephe war weit und breit berühmt für die Krankenpfleg', ihre Hausmittel hatten schon gar manchem aus der Not geholfen. Diesmal aber fand sie — auf den Bericht des Sennen hin — für nötig, selber nach dem Kranken zu sehen. So war sie denn mit ihm hinaufgestiegen und nun hatte es da oben in der dunklen Sennhütte abermals ein Wiedersehen gegeben, aber ein anderes als damals in München im lichtersfüllten Konzertsaal!

Wenige Tage später schaffte man den kranken Herrn auf einer Tragbahre ins Thal. Die Ziske-Sephe ging nebenher und führte das Büblein an der Hand. So zogen sie ein auf dem Niedhubel.

Der Kranke stöhnte laut auf, als sie ihn über die Schwelle trugen; aber es war nicht bloß der kranke Leib, der ihm den Schmerzensstoß erpreßte.

Die Sephe hatte die herabhängende, abgemagerte Hand ergriffen und festgehalten.

„Jetzt bist Du wieder daheim, mein Bruder! Segne Dir Gott Deinen Einzug!“ sagte sie leise.

Er konnte nicht antworten, denn die Kehle, die so viele entzückt hatte, war keines lauten Tones mächtig. Der Sänger hatte infolge furchtbarer Erkältung Stimme und Gesundheit eingebüßt!

„Alles verloren!“ flüsterte er heiser, — „alles, Sephe!“

„Denk nicht mehr daran!“ flüsterte sie, „hier wirst Du wieder gesund, und dann kehrt Dir alles wieder, was Dir zum Glück nötig ist!“

Er preßte beide Hände vor sein Angesicht; helle Tropfen rannen darunter hervor.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß der kranke Mann unter Dach und Fach kam. Eine starke Frauenhand fiel dem Sennenmann, der schon ausgehelt hatte zum verhängnisvollen Schnitt, in den Arm. Statt des drohenden, jähen Todes gab es eine langsame Abzehrung und Auflösung. Sie täuschten sich beide darüber: was nur ein zeitweiliges Aufklappen des verlöschenden Flämmchens war, hielten sie für mählich neuwachende Lebenskraft.

Und sie klammerten sich daran und machten Pläne in die weit entlegene Zukunft hinaus.

Der Künstler wollte, nachdem er Gesundheit und Stimme wieder erlangt haben würde, für kurze Zeit zurückkehren in die glänzende Welt, die ihn so rasch über Bord geworfen; er wollte sich ihre Anerkennung und seinen alten Ruhm zurückerobern und die Zukunft seines Kindes sicher stellen. Schwester Sephe sollte den Knaben indessen hüten und pflegen, bis er wiederkehren würde, um sich nie mehr von beiden zu trennen. Um keinen Preis sollte das Kind je wieder hinaus aus dem stillen Asyl, wo es zusehends erstarrte. Es war ein elend Büblein gewesen, als Sephe es samt seinem Vater von der Alp herunter gebracht hatte; jetzt hatte es rote Wädeln und spielte munter auf den grünen Matten umher.

Eine große Angst lag auf dem Kranken in Betreff dieses Kindes, denn diesem lebte noch die Mutter, die es treulos im Stich gelassen, als des Gatten Stern jäh erblühen war. Kranke Leute waren ihr so zuwider, und sie war an Ueberfluß gewöhnt und an die Huldigungen der Menge! Das Joch ihrer Ehe war nur die Befriedigung einer Laune, ein Erlebnis mehr für sie gewesen. Sie war selbst Künstlerin und immer noch eine berückende Erscheinung, so durfte sie es wohl wagen, mit einem Sprung über die hemmenden Verhältnisse hinwegzusehen und ins alte Element zurückzuschwimmen.

Der Gatte hielt sie nicht; es war ja ohnehin eine gebrochene Ehe, ein zertrümmertes Glück, aber sein Kind hatte er festgehalten, und sie hatte es ihm vorläufig gelassen. Wenn sie nun aber doch die alten Rechte eines Tages geltend machen würde, was dann? Es gab Gesetze vor Gott und Menschen, die ihm das Kind zu eigen gaben, aber was vermochten Gesetze, was vermochte die schwache Kraft eines kranken Mannes gegen die Ränke eines solchen Weibes?

Der Sommer war dem Winter gewichen und dieser dem Frühling. Da war es schlimmer und schlimmer geworden mit dem Kranken und zuletzt ließ er die trügerische Lebenshoffnung fahren und blickte dem nahenden Tod fest und standhaft ins Auge. Seit Wochen war ihm das Sprechen unmöglich geworden; Sephe vermochte die kaum gebauchten Worte nicht mehr zu verstehen, aber die Hand des Kranken hatte den Stift geführt bis an den letzten Tag.

„Sephe, ich vermaße Dir mein Kind; laß es Dein eigenes sein!“ war das Letzte, was die erkaltende Hand noch geschrieben, und Sephe hatte sich über den Sterbenden geneigt und hatte ihm geschworen, es zu behüten wie ihren Augapfel. Dann war er gestorben, und jetzt, heute — jetzt hatte sie ihn begraben!

Die Frau im schwarzen Gewande, die am Wegrain, angelehnt des heimlichen Gehöftes saß, fuhr sich über die kalte weiße Stirn. Sie hatte ihr ganzes Leben nochmals durchlebt, jetzt kehrte ihr Geist zurück von seiner Irrfahrt in die Vergangenheit, zurück in die trübe, leere Gegenwart. Oben auf dem Berge sang und jodelte einer lustig in die sonnenbeglänzte Welt hinaus. Sie preßte die Hände auf die Ohren. Die Töne thaten ihr weh. Die glanzlosen Augen ruhten auf dem hellen Haus mit den vielen Fenstern, das so freundlich vom Hügel herabschaute.

„Für wen?“ fragte sie schmerzlich. Es kam ihr auf einmal viel zu groß und weitläufig vor für sich allein. Vorher hatte die leise Hoffnung auf Tonis vereinstige Heimkehr mit ihr darin gewohnt, und dann der Kranke mit seinem Kind!

Das Kind! Sie fuhr empor. Wie konnte sie vergessen, daß eines da war, das zu ihm gehört hatte, viel enger noch als sie selbst! Wo war es? Sie mußte es sehen; es hatte Tonis Augen.

Sie stieg rasch den Hügel hinan und trat ins Haus. In der Kammer stand das verlassen, weißbezogene Lager des Heimgegangenen. Ein paar welke Blumen lagen noch zerstreut auf dem Laten umher und neben dem Bette brannten immer noch die geweihten Wachskerzen vor dem Kruzifix, das sie selber in Einsiedeln für den Kranken geholt hatte. Auf einem Schenkel, mitten in der Stube, saß das Kind. Es hatte ein paar Blumen zusammengegrasst und band sie mit einer dicken Schnur zusammen. Sephe setzte sich zu ihm auf den Boden; sie konnte nicht sprechen, aber sie legte die Hand auf seinen Kopf und ihr Herz schrie auf zu Gott, daß er's ihr lasse. Nachher ging sie durch die Stuben und rings ums Haus herum; da herum hatte sie ihren Kranken so oft geführt, als er noch in die Sonne gehen konnte.

Als sie wieder in die Thüre treten wollte, hörte sie den Nagbauer — dessen Heimat in Hörweite von dem ihren lag — nach ihr rufen. Sie blickte hinüber. Er stand mit einem Fremden da, wo der Fußweg zum Niedhubel führte, und wies mit dem Finger nach ihr hin.

„Es frägt da einer nach dem Anton Fessler, und er will mir's kaum glauben, daß wir den Wiener-Toni grad eben unter die Erde gelegt haben!“ rief der Bauer zu ihr hinüber.

Sephe blickte dem Fremden, der jetzt eilig den Hügel hinauf schritt, starr entgegen. Es war ein schlanker blasser Herr mit langem Haar und großen dunklen Augen. Er zog den Hut vor der hohen Gestalt im schwarzen Faltenrock und erging sich in Klagen und Bedauern, daß er zu spät gekommen sei; er hätte so Wichtiges mit dem Heimgegangenen zu sprechen gehabt.

„Er hat ein Kind hinterlassen?“ fragte er ganz unvermittelt.

Sephe fuhr unmerklich zusammen. „Der will dir's nehmen!“ zuckte es ihr durchs Herz.

„Ja,“ sagte sie rasch, „aber er hat es mir vermach, es gehört mein!“

Der Fremde sah sie an und es klang wie ein Aufatmen, als er sagte: „Wirklich? Und Sie sind willens, die Last auf sich zu nehmen? Ich höre, daß es ein fleisches Kind war von Anfang an, das Ihnen viel Mühe und große Opfer auferlegen wird.“

„Es ist gesund worden,“ sagte sie kurz.

„Ich meine namentlich auch pekuniäre Opfer,“ fuhr der Fremde unbeirrt fort, „die man einer schlichten Bäuerin kaum zumuten darf.“

Sephe richtete sich hoch auf. „Das Gehöft ist mein eigen und das Land um und um. Der kleine Toni wird Niedhubelbauer, wenn er groß ist!“

Der fremde Herr lächelte verbindlich.

„Da kann der kleine ja dem Schicksal nicht genug danken, daß es ihn in so gute Hände geführt hat; wir sind auch weit entfernt, ihn dieser geborgenen Lage entreißen zu wollen.“

„Wir?“ fragte Sephe.

„Ja,“ antwortete der Fremde, „seine Mutter und ich. Es ist mir nämlich der Auftrag zu teil geworden, nach dem Kinde zu sehen und bei dieser Gelegenheit mit Herrn Fessler in persönliche Verhandlungen zu treten zum Zweck einer gerichtlichen Scheidung von seiner Gattin.“

„Es braucht kein Gericht dazu,“ sagte Sephe bitter, „das Leben hat sie schon vollzogen und der Tod erst recht!“

„Die Ehe beruhte auf einer Täuschung der Gefühle,“ erklärte der Fremde, „Künstlerblut und Bauernart, das stimmt nicht zusammen! Die Gattin, die sich zum Hirten neigte — und den hat Herr Fessler in Gottes Namen doch nie ganz verleugnen können — hat ihren Irrtum eingesehen und ist zu rechter Zeit in die geweihten Hallen der Kunst zurückgetreten, die sie um so geringen Preis nie hätte verlassen sollen. Ihre eigene Begabung, ihr Genie überragte ihres Gatten Talent um ein Bedeutendes, und doch war dieser egoistisch genug, die Künstlerin in die engen Grenzen seiner Häuslichkeit bannen zu wollen. Lassen wir übrigens das Geschehene, das sich so glücklich von selbst gelöst hat, und sprechen wir von dem, was vor uns liegt. Die Sängerin hat sich zu einer Tournee nach Amerika engagieren lassen, wobei ich die Ehre habe, sie zu begleiten. Ehe sie nun das Meer zwischen sich und die Vergangenheit legen würde, wollte sie ein Ende machen mit ihren unglücklichen Beziehungen zu ihrem Gatten. Ich hatte, wie gesagt, die Vollmacht, die nötigen Schritte einzuleiten und ihm das

Kind zuspochen zu lassen, wenn er dafür allen anderen Ansprüchen entsagen und in eine gesellschaftliche Trennung willigen würde.

„Jetzt, nach seinem Tode, — er wird kaum die Mittel zur Erziehung des Kindes hinterlassen haben — würde es ohne Ihr edles Anerbieten selbstverständlich der Mutter zufallen und diese würde in ihrer Gewissenhaftigkeit das selbe gewiß bestmöglichst unterzubringen suchen, wenn —“

„Es ist da gar nichts mehr zu reden,“ unterbrach Sephe den Sprecher heftig, „das Kind ist mein, ich hab's schriftlich von seinem toten Vater und schriftlich will ich's auch von euch haben, daß ihr mir's laßt und euer Anrecht für alle Zeiten aufgibt! Kommt mit mir herein, Herr, und macht es richtig!“ Sie öffnete die Türe und schritt ihm voran in die Stube. Dann ging sie in die Küche hinaus, wo das Dirnlein aufhorchend am Herde stand.

„Nimm den Toneli aus der Kammer, Madle,“ sagte sie rasch, „und führ ihn hinten hinaus auf den Berg. Wenn's Zeit ist, ruß ich euch heim.“

Es war ihr darum zu thun, daß kein Blick aus der Welt, der sie es entrisse, auf das Kind falle.

Eine halbe Stunde später stand der seine Herr Abschied nehmend mit Sephe vor dem Hause.

„Ich darf also der besorgten Künstlerin die Nachricht bringen, daß das Kind an Leib und Seele bestens aufgehoben sei und daß es in aller Form adoptiert werden soll?“ fragte er.

Sephe schwieg einen Augenblick. „Sagen Sie der Frau, daß Anton Feglers Kind eine Mutter und eine Heimat habe.“

„Die Ketten sind von ihr abgefallen, sie ist frei!“ flüsterte der Fremde, als er bergabwärts stieg. „Jetzt, Diva, bist Du mein!“ —

Die Dämmerung breitete sich allmählich über die Landschaft. Sephe trat in die Kammer zurück. Sie hielt ein noch feuchtes Schriftstück in der Linken, während die Rechte nach dem Schlüssel tastete, der ein altes Spint verriegelte. Sie wollte das neue Dokument zu dem alten legen, zu jenem kleinen Saffiantaschenbuch, durch dessen Vermittlung Toni während seiner letzten Lebens- und Leidenszeit zu ihr gesprochen. Auf dem letzten beschriebenen Blatt mußte es stehen: „Sephe, ich vermaße Dir mein Kind; laß es Dein eigenes sein!“

Sie öffnete das Buch. Ja, da standen die Worte in großen, klaren Buchstaben, denen man die zitternde Hand des Kranken kaum ansah, und da — allmächtiger Gott — da stand noch etwas darunter, das sie nie gelesen; er mußte es ganz zuletzt noch geschrieben haben, als sie ihn einen kurzen Augenblick allein gelassen. Sephe stürzte zum Fenster, ihre brennenden Augen hefteten sich auf die Schriftzüge.

„Es war alles Trug und Jurtum, ich habe schwer geliebt! Wahr aber ist und bleibt das eine, daß ich Dich allein geliebt habe bis ans Ende, Sephe, mein Herzblut!“ las sie.

Sie brach in die Kniee; heiße Thränen — die ersten erlösenden seit vielen bangen Stunden — strömten ihr über die bleichen Wangen. Da legte sich von hinten ein runder kleiner Arm um ihren Nacken. „Nicht weinen, Mutter Sephe!“ bat eine weiche Kinderstimme. Sie wandte sich um, zog das Kind hastig an ihr Herz und umschlang es fest mit beiden Armen.

„So reich! so reich!“ schluchzte sie. „Herr Gott im Himmel, ich danke dir!“ —

Das Vesperglöcklein klang vom Dörflein herauf, oben auf dem Berg verhallte das Lied des Geißbuben, der sein ungebärdig Volk zum schützenden Stadel lockte. — Dann war Friede und Ruhe allüberall.

Die Ereignisse in Bulgarien.

(Bild S. 208.)

Unter den Völkern der Balkanhalbinsel sind die Bulgaren das letzte, welches in unserer Zeit, nachdem es beinahe ein halbes Jahrtausend lang unter dem Druck der türkischen Barbarei begraben lag, zu neuem Leben erwachte. Nach ihrer Zahl, ihrer natürlichen Begabung und der günstigen Lage der von ihnen bewohnten Gebiete zu einer ersten Rolle berufen, mußten sie sich lange mit der bescheidensten Begnügen und alle Nachbarskämpfe ließen ihnen den Rang ab durch größere Energie und durch die Günst des Glückes. Ausdauer begriß seit langem, daß es sich durch die Bulgaren zum Herrn der Situation im europäischen Orient machen könne, und als es nach der Niederwerfung der türkischen Streitmacht in den Friedenspräliminarien von San Stefano dem Sultan keine Bedingungen diktieren zu können glaubte, da wurde der Versuch gemacht, ein autonomes bulgarisches Fürstentum zu schaffen, welches von der Donau bis zum ägäischen Meere und vom Pontus Eurinus bis zum Gebiete der kriegerischen Albanen reichte. Die Tragweite einer solchen Schöpfung, welche alle anderen Balkanstaaten zur Bedeutungslosigkeit herabdrückte und die russische Machtphäre in sehr durchsichtiger Verhüllung bis an die Thore von Adrianopel und Konstantinopel ausdehnte, war den anderen Mächten sofort klar, und auf dem Berliner Kongresse wurde, um dem entgegen zu wirken, der bulgarische Stamm in drei Teile zerschnitten, indem nördlich des Balkan ein autonomes, tributpflichtiges Fürstentum, südlich des Balkan unter dem Namen Ostrumelien eine unter direkter politischer und militärischer Autorität des Sultans stehende Provinz mit autonomer Verwaltung geschaffen wurde, während die Bulgaren in Mazedonien in ihrem früheren Verhältnisse zur Pforte verblieben und nur die vage Aussicht auf Reformen hatten. Dieser Stand der Dinge ward selbst von seinen Urhebern nur als ein Provisorium betrachtet. Man wußte, daß die russischen Staatsmänner dagegen waren und daß die Bulgaren in Ostrumelien und Mazedonien in aller Stille eifrig

für ihre Vereinigung mit dem Fürstentum Bulgarien agitirten. Aber die wirkliche Durchführung dieses Projektes schien in weiter Ferne zu stehen. Fürst Alexander aus dem Hause Battenberg, der auf den bulgarischen Thron berufen worden war, begegnete in seinem neuen Vaterlande sowohl in Bezug auf die russischen Beschützer, welche ihn seine Ohnmacht fühlen ließen, wie in Bezug auf seine Unterthanen, welchen er im Wege des Staatsfortschritts bessere Begriffe von der Fürstenmacht beizubringen suchte, ernststen Schwierigkeiten. Er überwand dieselben durch die Rückkehr zu konstitutionellen Gesinnungen und die Anbahnung besserer Beziehungen zu dem Petersburger Hofe. Der Horizont im Osten Europas schien kaum leichte Wölken aufzuweisen, als vor wenigen Wochen die Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und Rußland in Kremsier stattfand, und allgemein war die Ueberzeugung, daß durch die Einheit der Anschauungen bei den leitenden Staatsmännern der drei Kaiserreiche der Friede Europas zunächst seiner Gefahr ausgesetzt sei. Da traf plötzlich die Nachricht ein, daß in Philippopel durch eine Revolution ganz eigener Art die bestehenden Verhältnisse umgestürzt und die Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstentum Bulgarien proklamiert worden sei. Der Umsturz wurde nicht ohne eine gewisse Gemüthlichkeit in Szene gesetzt. Gavril Balsha, der Generalgouverneur von Ostrumelien, hatte am 18. September eben sein Frühstück beendet, als anstatt des Dieners, der abräumen sollte, Oberst Sedlovitch mit sechs Soldaten eintrat und ihm ankündigte, daß er sich als Gefangenen zu betrachten habe. Gavril Balsha sah zum Fenster hinaus in den Garten, der mit Soldaten angefüllt war, und sagte dann zu dem Obersten: „Das kommt sehr überraschend, aber ich muß Ihnen einen schriftlichen Protest einhändigen.“ Der Offizier erwiderte, daß er keinen Protest entgegennehmen könne, sondern Seine Exzellenz in Arrest abführen müsse, was denn auch ohne weiteren Widerstand des Gouverneurs geschah. Inzwischen hatte sich vor dem Regierungsgebäude die Miliz versammelt. Dr. Stransky, der bekannte panbulgarische Agitator, verlas eine Proklamation der neu eingelegten provisorischen Regierung und forderte die Milizen auf, dem Fürsten Alexander zu huldiven, was auch sofort mit großer Begeisterung geschah. Die Revolution war im Handumdrehen vollbracht und ging am Schnüchden wie ein gut inszeniertes Theaterstück. In Sophia, der Hauptstadt des Fürstentums Bulgarien, rief die Kunde von diesen Ereignissen natürlich die größte Bewegung hervor. Die sonst so stille und friedliche Stadt bot plötzlich ein ganz anderes Bild. Die Einwohner der Stadt und der Umgebung strömten dem Plaze vor dem Schlosse zu, patriotische Lieder singend und immer wieder den Schwur erneuernd, für die bulgarische Union Gut und Blut einzusetzen. Fürst Alexander entschloß sich sofort, dem Rufe der Bulgaren in Ostrumelien Folge zu leisten, ordnete den Einmarsch der bulgarischen Armee in Ostrumelien an und begab sich nach Philippopel, um die Huldivung seiner neuen Unterthanen entgegenzunehmen. In beiden Bulgarien entwickelte sich nun plötzlich ein kriegerisches Leben. Aus allen Dörfern strömten die alten Soldaten des Befreiungskampfes und die jungen Freiwilligen herbei, noch bevor der Fürst das allgemeine Aufgebot ergehen ließ. Von den Niederungen der Donau bis hinauf in die stillen Klöster des Balkan und bis wieder hinunter in die malerischen Thäler der Maritsa ertönte der Lärm der Waffen. Aber er breitete sich noch weiter aus, denn auch die Serben waren plötzlich von kriegerischem Geiste erfüllt, da sie sich in ihrer Stellung bedroht sahen; die Griechen rüsteten sich und die Türken machten Anhalt, die letzten Reste ihres europäischen Beiges mit den Waffen zu schützen. Ganz Europa erwachte aus dem Friedensrausch, dem man sich so gerne hingeegeben hatte, und mit schweren Zweifeln verfolgt man jetzt die Bestrebungen der europäischen Diplomatie, den durchlöchernten Friedensvertrag von Berlin durch die Vothschaft der Konferenz in Konstantinopel zu fliden. Die Spizing der orientalischen Frage gibt wieder, wie in früheren sturmbelegten Tagen, ihre furchtbaren Rätsel auf und bedroht diejenigen mit dem Untergange, die sie nicht zu lösen wissen. — Unsere Illustrationen zeigen interessant Landschaftlich, Soldatentypen und militärische Vorgänge aus Bulgarien, deren Einzelheiten durch die Unterschriften näher bezeichnet werden.

J. W.

Schulkinder in den Tiroler Alpen.

(Bild S. 209.)

Die Vergnügungen der Kinder in den Gebirgen der Alpenwelt sind anders, als die der Stadtjugend. Die Kleinen in den Berggegenden Tirols haben keine Bleibolaten, blechernen Eisenbahnzüge, Farbenkasten und Märchenbücher, ihnen muß die sie umgebende Natur Lust und Zerstreuung gewähren, und die Spiele und Belustigungen der Gebirgsjugend haben demnach meist einen wilden, den Fremdling beforcht machenden Charakter. Dazu gehören vor allem die Schlittenfahrten im Winter, wie unsere Illustration eine solche in der Bergwelt Tirols darstellt. Wir erblicken die Kinder hier auf einer Schuttfahrt. Es ist in Tirol gar nicht selten, daß eine Anzahl zerstreut liegender Gemeinden nur eine Schule haben, und daher müssen manche Kinder bergauf und andere bergab wandern. Die Wege sind aber im Sommer schon schwierig zu begehen, wie viel mehr erst im Winter. Dann macht es der oben wohnenden Jugend ein großes Vergnügen, zur Schule zu fahren. Pferde sind da nicht nötig, ein harter Bube eröffnet im ersten Schlitten den Zug und nun haust die lustige Gesellschaft herab, daß einem angst wird. Ueber Stod und Stein geht's, über Bäche und Felsstüde an schauerlichen Abgründen vorbei, über Eisbrücken, die keine Balken haben und unter denen tiefe Felskluften gähnen. Die Kinder fahren jedoch mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit, daß höchst selten ein Unfall sich ereignet. Freilich eifert der Lehrer gegen diese Schuttfahrten, die Buben und Mädchen denken mehr an diesen lustigen Weg zur Schule, als an die Weisheit, welche ihnen der Lehrer beibringen will, und dann fürchtet der Schulkalter auch die Gefährlichkeit des tollen Herabgleitens. Was fragt aber die Gebirgsjugend darnach! Verbotene Früchte schmecken süß und so wird nach wie vor zur Schule gefahren. Oft allerdings ist es überhaupt wochenlang unmöglich, zur Schule durchzudringen, die Schnees- und Gismassen zeigen sich unüberwindlich; nur die Erwachsenen dürfen es unternehmen, sich hinaus zu wagen über die steilen Abhänge, um des Sonntags in die Kirche zu gelangen. Mehrere an einem Rechenstiel sich haltend, gleiten sie in gebückter Stellung hinab. In wenigen Minuten sind sie unten, der Aufstieg erfordert Stunden. Es ist ein alpines Winterbild, das unsere Leser hier schauen.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

Achtes Kapitel.

Wochen waren vergangen, der Erbschaftsprozess hatte noch immer nicht begonnen, geschweige denn ein Ende gefunden.

Franz von Feldern ging im Hause seines Oheims täglich aus und ein; bald war er dort zur Tafel geladen, bald sah er seine Verwandten an seinem eigenen Tische, aber zu einer Erklärung zwischen ihm und Hertha schien es nicht kommen zu wollen.

Hertha war ihm gegenüber die Liebeshörigkeit selbst, sie nahm auch ohne Ziererei die Geschenke an, die aus seiner Hand kamen und insgesamt keinen namhaften Wert besaßen, aber jedes Alleinsein mit ihm wußte sie geschickt zu vermeiden.

Er hatte ihr seine Liebe schriftlich erklären wollen, aber auch das wieder verworfen, da er die rechten Worte nicht finden konnte; er wartete nun immer noch auf einen geeigneten Augenblick, den er sicherlich längst gefunden haben würde, wenn er nicht seinen Nebenbuhler so sehr gefürchtet hätte.

Diese Furcht wollte er freilich anderen Personen gegenüber nicht eingestehen, im Gegenteil, er lachte verächtlich, wenn Hermann auf die Drohungen des Hauptmanns zurückkam; aber er ging dem Hauptmann doch aus dem Wege, und bis jetzt war es ihm auch gelungen, jede Begegnung mit ihm zu vermeiden.

Mit dem Oberst konnte er keinen Vergleich schließen, jeder Versuch scheiterte an der Halsstarrigkeit des alten Herrn, der bei seiner Behauptung beharrte, daß sein Bruder bei der Abfassung des Testaments nicht mehr zurechnungsfähig gewesen sei und somit sein letzter Wille auch keine gesetzliche Gültigkeit habe.

Der Oberst wollte nur dann sich zur Abnahme der Siegel bequemen, wenn ihm die Hälfte des ganzen Nachlasses übergeben wurde, und da Franz sich weigerte, auf diese Bedingung einzugehen, so konnte nach der Anschauung beider nur die Verlobung diesen Familienstreit endgültig lösen.

Auf dieses Ereignis wurde nun von Tag zu Tag gewartet, und der Oberst sowohl wie der Baron wurden mit jedem Tage ungeduldiger, während Hertha und der Hauptmann heimlich einen lebhaften Briefwechsel unterhielten und ihre Hoffnungen auf einen glücklichen Zufall bauten, von dem sie freilich sich selbst keine Rechenschaft geben konnten.

Im übrigen lebte Franz von Feldern noch so zurückgezogen wie am Tage seiner Ankunft; er besuchte nur seine Familie und einige Beifunkten, in denen keine Offiziere verkehrten. Bekannte aus früherer Zeit, die schriftlich oder persönlich sich bei ihm angemeldet hatten, waren unter verschiedenen Vorwänden abgewiesen worden, er wollte keinen Umgang mit ihnen haben.

Wenn er zu Hause war, verbrachte er den größten Teil der Zeit in der Bibliothek seines verstorbenen Oheims, und obgleich er mit seinem Dienstpersonal auf vertraulichem Fuße stand, war es diesem doch streng untersagt, ihn in seinen Studien zu stören, es durfte nur dann eintreten, wenn es durch die Glocke gerufen wurde.

So lagen die Dinge, als an einem Sonntag Nachmittag Hulda das alte Haus verließ, um mit ihrem Bruder einen Spaziergang zu machen, wozu ihr Frau Martha die Erlaubnis bereitwilligst gegeben hatte.

Rudolf Ganter wartete in der nächsten Straße schon auf seine Verlobte, er bot ihr den Arm und fragte sie, ob sie ihm eine Mitteilung zu machen habe.

„Keine, die irgend welchen Wert für Dich haben könnte,“ antwortete sie, „in unserem Hause geht alles seinen gewohnten Gang. Von der Verlobung unseres Herrn mit Fräulein von Feldern hört man noch nichts, vielleicht wird sie heute Abend geschlossen.“

„Und von der Abnahme der Siegel verlautet auch noch nichts?“

„Nein.“

„Merkwürdig, daß der Baron so zähe ist. Er hat ja Geld genug, er könnte dem armen, verschuldeten Onkel die Hälfte abtreten, dann bliebe er immer noch ein reicher Mann und der ganze Prozeß wäre zu Ende. Ich kenne nun die Verhältnisse ganz genau, ich habe mich überall erkundigt und, offen gestanden, begreife ich nicht, daß der reiche Baron seinem Onkel nicht helfen will.“

„Was kümmert das uns?“ erwiderte Hulda mit einem ärgerlichen Achselzucken. „Vielleicht will er gerade dadurch die Verlobung mit seiner schönen Cousine erzwingen.“

„Nah, der Oberst gibt ihm seine Tochter nur zu gerne! Entweder ist der Baron ein hartgesottener Geizhals oder —“

„Nun? Oder?“ fragte Hulda, als er plötzlich abbrach.

„Ich weiß es selbst nicht,“ fuhr er fort, „ich kann den Verdacht nicht los werden, der mich quält.“

„Weil Du hoffst, daß dieser Verdacht eine Goldquelle für Dich werden soll! Laß doch endlich den ganzen Unsinn fahren, Rudolf, er bringt uns nur Unruhe und Sorge. Ich habe jetzt eine gute Stelle, Frau Siebel hat mich in

ihr Herz geschlossen, ich kann in dem Hause bleiben, bis wir heiraten; suche Du Dir nun auch eine Stelle, es ist jammerschade um die sauer erworbenen Ersparnisse, die nun im Müßiggang aufgezehrt werden."

"Na, na!" sagte er begütigend. "Diese Ersparnisse sind nur eine Saat, die mir eine reiche Ernte bringen soll."

"Ja wohl, taube Rüsse!" spottete sie.

"Du verstehst das noch immer nicht, mein liebes Kind. Ich hab' aus dem Gedächtnis die Schatten aufgezeichnet, die ich damals in der Nacht sah, und je öfter ich sie betrachte, desto klarer wird es mir, daß in jener Nacht etwas vorgefallen ist, was weder der Arzt, noch der Polizeirat in Homburg entdeckt hat."

"Und was Du auch niemals entdecken wirst."

"Na, dann habe ich mich verrechnet und das kann auch dem klügsten Rechner passieren. Aber die Hoffnung gebe ich jetzt noch nicht auf, ich beobachte und forsche unermüdlich weiter. Alles bestätigt ja meinen Verdacht: die damalige Grobheit des Barons, sein völlig verändertes Auftreten und Benehmen nach dem plötzlichen Todesfall, die Bereitwilligkeit, mit der er alle Kosten der Beerdigung übernahm, sein Erschrecken, als Du ihn in der Bibliothek überraschtest, die Unterhaltung seines früheren und seines jetzigen Dieners, die Du mir mitgeteilt hast, seine Weigerung, die früheren Bekannten und Kameraden zu empfangen — kurz, alles, was ich sehe und höre, muß mich in meinen Vermutungen bestärken."

"Und es ist doch alles nur Unsinn!" sagte sie, die Oberlippe schmolle aufwerfend. "Was soll denn eigentlich in jener Nacht passiert sein? Ein Mord doch wohl

nicht? Der wäre sicher entdeckt worden! Und was hätte den reichen Baron veranlassen können, ein solches Verbrechen zu begehen? Der Verstorbene war ein Handlungsreisender, und wir beide wissen doch, daß diese Herren keine Schätze bei sich führen, sie haben nicht einmal die Mittel, um ein anständiges Trinkgeld zu geben. Was also hätte der reiche Herr mit dem Verbrechen bezwecken können?"

"Ja, wenn ich auf diese Frage nur eine Antwort fände!" seufzte er. "Bin ich mir darüber erst klar, dann

"Aber er hat's gethan, und kürzlich noch hörte ich aus seinen Aeußerungen heraus, daß er ihm nicht grün ist. Auf ihn kann ich aber trotz alledem nicht rechnen, denn er ist mißtrauisch und ich darf ihm nichts zumuten, was mit seiner Pflicht nicht in Einklang zu bringen ist."

"Und das willst Du nun der Frau Siebel zumuten?" fragte Hulda, ihn spöttisch anblickend.

"Es ist nichts Schlimmes, ich möchte mir nur die Wohnung des Herrn Baron ansehen."

weiß ich auch, wie und wo ich weiter forschen muß. Wie spricht Frau Siebel von mir?"

"Du hast ihr gut gefallen."

"Schön, dann werde ich ihr den Hof machen, um mich in ihrer Gunst zu befestigen, man kann nicht wissen, wozu es gut ist."

"Sei kein Narr!" sagte das Mädchen ärgerlich. "Es wäre besser, wenn Du ihr die Wahrheit sagen und unsere Verlobung mitteilen wollest —"

"Sei Du keine Narrin!" unterbrach er sie untwirsch.

"Wenn ich das thäte, würde Dir der Stuhl bald vor die Thüre gesetzt, denn Du hast Dich mit der Lüge ins Haus hineingeschmuggelt, und man sieht's nicht gerne, daß eine Magd verlobt ist. Du wirst die Rolle als meine Schwester weiter spielen müssen; so lange Du in dem Hause bist, wirst auch gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, wenn ich bei der Frau Martha die Rolle des Liebhabers spiele. Mit dem alten Kaspar ist nichts anzufangen, er dient seinem Herrn mit der Treue eines Hundes, wenn er ihn auch im Herzen nicht leiden mag."

"Wer hat Dir das nun wieder gesagt? Kaspar spricht nie mehr über den Herrn Baron —"



Eröffnung der Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth am 7. Dezember 1835. (S. 206.)



Junge Seidenaffen aus dem zoologischen Garten in London. (S. 214.)

„Seine eigene Wohnung oder die Bibliothek?“
 „Auch die Bibliothek,“ fuhr er ruhig fort; „ich möchte nachforschen, was er dort treibt.“
 „Was soll er dort treiben? Er liest in den alten Büchern.“
 „Eine seltsame Beschäftigung für einen jungen, reichen Cavalier!“ spottete Rudolf Ganter, den Hut abnehmend, den er der brüderlichen Hitze wegen in der Hand behielt; „er könnte wahrlich etwas Besseres thun. Wie gesagt, ich will

mir über diese Studien Gewißheit verschaffen, ich werde es schon herausfinden, ob und welche Bücher er so fleißig benützt; ich vermute, er treibt ganz andere Dinge in der Bibliothek, die außer ihm niemand betreten darf.“
 „Was alles in Deinem Kopfe spukt, das mag der liebe Gott wissen!“ sagte das Mädchen, und es klang jetzt ein schneidender Hohn aus ihrer Stimme. „Ich bitte Dich noch einmal, denk nicht weiter an die dummen Schattengeschichten, such Dir eine Stelle, ich will Dir ja gerne

arbeiten, verdienen und sparen helfen, bis wir eine kleine, bescheidene Restauration übernehmen können, und dann wollen wir mit Gottes Hilfe schon vorwärts kommen.“
 Sie hatten jetzt die Stadt verlassen, der Weg, den sie verfolgten, führte zu einer kleinen Ortschaft, die fast nur aus Vergnügungsorten bestand und deshalb, namentlich Sonntags, stark besucht wurde.
 „Weiter verlange ich ja auch nichts,“ erwiderte er in beschwichtigendem Tone; „aber bis wir das durch unsere

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Abhörung, junger Mann. Abhörung; sehen Sie, warum friert's mich nicht!



Professor: Wenn Sie sich in hartem Rebel befanden und die Sonne schien recht hell — was haben Sie dann beobachtet?
 Student: Ist mir noch gar nicht vorgekommen — so oft ich hart im Rebel war, hat höchstens der Mond geschienen.



A.: Was Sie sind, das bin ich auch noch — ich bin Hühneraugenoperateur!
 B.: Ich aber bin Bürger — und gebadener Pfämenhändler!



Neugrabelter Bankier zu seinem Sohn: Du bist mir ein laudarer Patron. Ich habe in Deinem Alter nicht so viel Geld verputzt wie Du.
 „Ich begreif Dich gar nicht, Papa, wie kannst Du Dich mit mir vergleichen, Du warst ja auch nicht aus adeliger Familie.“



Pfarrer: Wohin geht ihr — Kinderchen?
 Kinder: Die Mutter hat uns ums Holz in den Wald geschickt.
 Pfarrer: Aber die jungen Bäumchen dürft ihr nicht verwüsten, und auch keine Äste brechen.
 Kinder: O nein — auf die jungen Bäumchen und zu den Ästen hat der Hansl da hinten a Säg' mit.



Frau: Was war das vorhin für e Gesicht draußen in Nachbars Garten?
 Mann: Ach, das Jüngel von Nachbars ist ins Wasser gefalle!
 Frau: Ach Gott, nun wird das arme Wärmel sich fast verkalten und einen Schnuppen kriegen!
 Mann: Ree, hob' keine Angst, Frau — der kriegt der Schnuppe bekimmt nich — der is jo verpoffe!

Arbeit erreicht haben, können unsere Haare grau geworden sein. In der Lotterie spielen wir nicht und auf eine Erbschaft darf auch keines von uns hoffen —“
 „Wie stehst Du jetzt mit Deinen Geschwistern?“ unterbrach sie ihn.
 „Nicht anders wie früher; ich gehe zuweilen hin und ärgere mich dann jedesmal. Mein Bruder bleibt mir ein Rätsel und meine Schwester will auf keinen verständigen Rat hören, da muß ich sie denn ihre eigenen Wege gehen lassen.“

„Du grollst ihnen wohl deshalb, weil sie ebenfalls Deine Pläne nicht billigen?“
 „Davon wissen sie nichts, ich binde sie keinem Menschen auf die Nase!“
 „Weil Du sehr wohl weißt, daß jeder Dich auslachen würde! Wenn Du so viel Geld hättest, daß Du von Deinen Zinsen leben könntest, dann läge die Sache anders —“
 „Nun laß es genug sein!“ fiel er ihr rauh ins Wort.
 „Ich möchte mir diesen Nachmittag nicht gerne verderben. Was ich weiß, das weiß ich, Unverstand und Spott machen

mich nicht irre! Freilich, wenn ich nicht bald eine wichtige Entdeckung mache, dann werde ich mich wohl nach einer Stelle umsehen müssen, alle meine Ersparnisse will ich denn doch nicht zum Fenster hinauswerfen.“
 „Und bis Du dann eine Stelle gefunden hast —“
 „Damit hat's keine Not! Ich habe im Europäischen Hof einen guten Freund, ein Unterkommen kann ich dort immer finden.“
 „So nimm's morgen schon an!“
 „So sehr eilt's noch nicht, ich will noch etwas damit

warten. Wenn ich nur mit einem tüchtigen geheimen Polizei-beamten bekannt wäre! Ich würde ihm meine Verbahtgründe berichten und ihn als Spürhund benützen, nachher könnte ich immer noch seine Entdeckungen für mich ausnützen."

Sie hatten die ersten Häuser erreicht, lustige Tanzmusik schallte ihnen aus den offenen Fenstern und Türen entgegen.

Das erste aber, worauf ihr Blick fiel, war ein Mann, der mit erstaunlicher Schnelligkeit aus einem dieser Häuser herauskam, ein Hut flog hinter ihm her, mehrere Personen drängten sich ihm nach aus dem Hause hinaus und umzingelten ihn, und im nächsten Augenblick hagelten Stockhiebe auf sein Haupt und seine Schultern.

"Herrgott, mein Bruder!" rief Rudolf erschreckt, und ohne auf seine Braut Rücksicht zu nehmen, warf er sich mit erhobenem Stock in das Gewühl hinein.

Er parierte die Hiebe, so gut er konnte, einige von ihnen trafen ihn selbst, er achtete nicht darauf, mutig hielt er der Uebermacht stand, mit zorniger Stimme schalt er die Angreifer roh und feige.

"Was hat euch dieser Mann gethan, daß ihr alle über ihn herfallt wie die Hunde über den Hasen?" rief er. "Ist das ein gesittetes Benehmen? Seid ihr am hellen Tage schon betrunken? Oder tragt ihr Verlangen nach dem Zuchthause, daß ihr einen Mord begehen wollt?"

"Was kümmert's Euch?" sagte ein vierschrötiger Bursche mit einem rohen Gesicht, der der Anführer zu sein schien. "Es wäre ein gutes Werk, einen Polizeispion totzuschlagen! Geht Eurer Wege und laßt uns unser Vergnügen, wir wollen dem Halunken nur einen Denzettel geben und ihm das Spionieren verleiden!"

(Fortsetzung folgt.)

Junge Seidenäffchen.

(Bild S. 212.)

Ein in Europa sehr selten vorkommendes Ereignis ist es, das uns die Illustration hier vor Augen führt. Ebenso sehr wie die große Affenfamilie eine reiche Mannigfaltigkeit in ihren Formen aufweist, ebenso verschieden sind die Arten in der Größe von einander. Von den mannsgroßen Gorillas und Orang's bis zu den hafenmausgroßen Seidenäffchen ist ein gewaltiger Abstand. Diese kleinsten Vertreter ihrer Ordnung sind aber leider auch sehr empfindlich gegen Witterungseinflüsse und nur in warmen, durch Glaswände gegen Zugluft geschützten Käfigen können sie sich bei uns längere Zeit halten. Aber trotzdem und trotz der sorgfältigsten Pflege werden die meisten von ihnen schwermütig und gehen schließlich aus Heimweh nach ihren herrlichen brasilianischen Urwäldern zu Grunde. Man sollte ihnen daher, als kleinen Ersatz dafür, in der Gefangenschaft stets den Anblick von Pflanzen im Zimmer oder draußen zu bieten suchen. Aus allem diesem wird es ersichtlich, warum diese niedlichen Tierchen bei uns selten von solcher Konstitutionskraft sind, um sich fortpflanzen zu können, und warum sie nicht öfter gehalten werden. (Der Preis für ein Paar ist gegenwärtig 30—40 Mark.) Im zoologischen Garten zu London ist es zum zweitenmal vorgekommen, daß Junge von ihnen zur Welt gebracht worden sind. Unsere Illustration zeigt zwei Junge und ein ausgewachsenes Tier. Das erstemal war es eine größere Art; diese hier heißen Marmoset oder Sagui (Hapale Jacchus). Diese Seidenäffchen machen dadurch eine Ausnahme von ihrem Geschlecht, daß sie mehr wie ein Junges zur Welt bringen. Doch auch durch eine weitere Eigenschaft zeichnen sich einige Arten unter ihnen vor fast allen anderen Säugetieren aus, nämlich dadurch, daß sie musikalisch sind und die edle Kunst des Gesangs pflegen. P. L. Martin berichtet hierüber eine interessante Beobachtung, die er in den Urwäldern Venezuelas gemacht hat. (Illustrirte Naturgeschichte der Tiere von P. L. Martin, Leipzig, Brockhaus.) Nach der gewöhnlichen Angabe hört man von diesen kleinen Geschöpfen nur eine eintönige zwitschernde Stimme, die bei allen Affen ziemlich gleich bleibt, woraus man auch auf ihr geistiges Wesen einen ungünstigen Schluß gezogen hat. Nun hatte ich aber in den Vorhöfen der hohen Urwälder mir an verschiedenen Stellen sogenannte Salzlecken angelegt, um daselbst Pelaris, Rehe u. zu ziehen. Blüthig zusammengestellte Farnwedel dienten mir dabei als sicherer Schirm. Bei dem oft stundenlangen ruhigen Dastehen hatte ich die beste Gelegenheit, die Tierwelt des Urwaldes in ihrem ganzen Treiben zu belauschen, wobei ich Stimmen hörte und Bewegungen sah, die man sonst nicht kennen lernt.

Schon öfter hatte ich von meinem Sitze aus eine Art Gesang gehört, der, mit Flötentönen und Vogelgezwirf vergleichbar, höchst eigentümlich, aber nicht unangenehm in mein Ohr drang. Jeder Versuch aber, den niedlichen Sänger zu erblicken, blieb erfolglos, da bei der geringsten Bewegung meinerseits auf lange Zeit Totenstille eintrat. Gerade dieser Umstand machte mich stutzig, da nur wenig Vögel sich auf so lange Zeit einschüchtern lassen und lieber fortfliegen, als stumm bleiben. Ich riet hin und her, wer wohl der interessante Konzertgeber sein müsse, kam aber zu keiner Klarheit. Da ich mir jedoch vorgenommen hatte, hinter die Sache zu kommen, war ich fortan möglichst früh auf dem Platz und hatte nach mehreren vergeblichen Anstrengungen die Freude, den wunderbaren Gesang wieder zu hören. Zugleich bemerkte ich, daß derselbe in immer größerer Nähe ertönte, was mich zur strengsten Ruhe veranlaßte. Ich wagte kaum Atem zu holen und achtete auf keinen Wüstenstich, und bald stötte und trillerte es aus mehreren Röhren ganz in meiner Nähe, war zeitweise wieder still und sang dann, immer näher kommend, den seltsamen Gesang aufs neue an. Meine Ueberraschung war aber groß, als ich endlich in dem dichten Gestrüß über mir es rascheln hörte und winzige Seidenäffchen über mir vorüberzogen. Es mochten etwa zehn derselben sein, die ich an ihrer weißen Perücke als Hapale Oedipus erkannte, den ich schon einigemal im gefangenen Zustand gesehen, hatte aber nie seine melodische Stimme gehört. Es war mir unmöglich, den Frieden dieser glücklichen Familie durch einen Schuß zu stören, und obwohl ich damals noch keinen Balg davon besaß, ließ ich sie ruhig weiterziehen. Brehm hat, wie er in seinem

"Tierleben" erzählt, diesen Gesang im Berliner zoologischen Garten gehört. Ich habe später in anderen Gegenden Venezuelas noch andere Sangesweisen gehört und ich hege deshalb die Vermutung, daß auch noch andere Arten dieser Familie solche Fähigkeiten besitzen mögen. Bei der großen Fruchtsamkeit dieser Tiere ist es aber nur auf dem von mir besetzten Wege möglich, im Freien derartige Beobachtungen machen zu können. Sonderbar bleibt es aber immer, auf den beiden Endpunkten der großen Affenfamilie, in dem Hylobates agilis (einem Menschenaffen) und dem Hapale Oedipus auf musikalisch begabte Säugetiere zu stoßen. Von anderen Säugetieren besitzt diese Fähigkeit nur noch die Singmaus, und nach Hensel auch das Meerfischweindchen. L. Martin.



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Arbeiten zu einer Puppenausstattung. I. Das Schlafzimmer. Es gab eine Zeit, wo die Puppen viel bescheidener waren als heute und es ganz unerhört gewesen wäre, daß schon der kleinste Wirt von einer Puppe ein eigenes Schlafzimmer verlangt.

Als wir alten Leute klein waren, ging die Welt noch einfacher mit ihren Kindern um. Dazumal gab es Puppenarrasinen, die in der Nacht in der Büchermappe ihrer Mutter schliefen, und kleine Barone, die trotz ihrer Sammetkleider abendlich in einem Filzstiefel von Großpapa übernachteten. An großen Festtagen nur wurden sie von der Puppenmutter mit in ihr Bett genommen und waren stolz wie die Könige, wenn sie beim Erwachen dann wie vernünftige Menschen zugeordnet und nicht etwa mit den Beinen in der Luft oder gar unten auf dem Bettteppich aufgefunden wurden.

Diese alte, gute Zeit ist auch in der Puppenwelt vorüber. Wenn heute das Christkind eine Puppe ins Haus bringt, dann sieht sich diese Puppe auch sofort nach ihrem kleinen Wagen um. Denn daß es aus der Mode gekommen ist, noch in einer Wiege zu schlafen, das weiß jede feine Puppe ganz von selbst. Ist die verlobte Prinzessin schon älter, dann verlangt sie ihr bequemes Bett wie die Großen; und heiratet sie gar und es muß ihr ein eigenes Puppenhaus eingerichtet werden, dann ist ihr nichts schön und bequem genug, und die ganze Familie muß sich beeilen, an ihrer vornehmen Ausstattung mitzumachen.

Denn mit Selbstnähen halten sich Puppen bekanntlich ja nicht auf. Da werden die kleinen schneeweißen Bezüge über die Kissen genäht; — ach, wie süß wird sich's auf diesen Kissen schlafen. Die Bettdecke ist von weichem Javanenwas mit blauem, ausgefärbtem



Kreuzstichmuster, das sorgfältig abgezählt werden muß, sonst aber sehr leicht ist und der Puppenmutter von jeder erwachsenen Person im Hause aufgezählt und angefangen werden kann. Rings herum wird eine Franse ausgezupft, die an jedem Morgen beim Aufräumen des Schlafzimmers mit einem kleinen Rämmchen glatt gestäubt werden muß. Vor das Bett kommt natürlich ein Teppich. Sehr fein ist ein roter Tuchteppich, der mit kleinen, kreisrunden schwarzen Tuchflecken, etwa in der Größe eines Pfennigs, auf welche je eine große goldene Perle genäht wird, dekoriert werden kann. Auch Tapiseriestickereien auf Kanovas oder buntem Waffelfrost sind dafür sehr beliebt. Das Nachttischchen — und welche gut erzogene Puppe würde heute ohne ein Nachttischchen schlafen — erfordert ein paar geschickte kleine Hände und es ist sehr vorteilhaft, wenn sich ein gutmütiger und talentvoller Sergeant in der Familie befindet, der dabei hilfreich zur Hand geht. Dieses Tischchen wird hergestellt, indem man zwischen zwei runden Deckeln einer kleinen Schachtel ein Stäbchen befestigt, und diese Form dann mit blauer Seide oder blauem Musselin bezieht, die wiederum mit weichem Mull bekleidet werden, damit das farbige Futter durchschimmere. Die obere Platte wird mit einer kleinen Stickerei und einer fallenden Spitze bekleidet und um die Mitte des behangenen Gestelles bindet man ein blaues, hübsch verflochtenes Band. Auch der kleine Puff besteht aus einem passenden bekleideten Schachteldeckel, dessen oberer Teil ein Polster erhält, während der untere einfach mit einer Franse bedeckt wird. Ueber das blaue Polster gehört dann ein feines Deckchen von durchgezogenem Tüll, wie sie so oft bei Puppenhochzeiten als Geschenk gegeben werden.

Das Nachttischchen ist von Holz; eine Form, die in jedem Puppenmagazin zu haben ist. Die Bekleidung ist, wie beim Nach-

tischchen, weißer Mull über blauer Seide oder blauem Musselin, der mit Spitzen, einer Perlenkette in blauem Faden und Bandschleifen geziert wird und auf welchen Puppe und Puppenmutter natürlich am meisten stolz sind.

Woge die Puppe recht glücklich werden in ihrem Hause und immer recht schön schlafen in diesem reizenden, bequemen Schlafzimmer.

Woge sie auch Abends immer so ordentlich alle ihre Sachen weglegen, wie sie es in der alten guten Zeit that, wo sie noch keinen Puff hatte, und immer so glatt gestäubt und so sauber gewaschen sein, wie sie es war, als die Puppen noch keine Spiegel und Toilettenstische besaßen.

Interessante Bücher.

(Bild S. 205.)

Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk ist Scherers „Deutscher Dichtwald“, eine Sammlung von Versen der deutschen lyrischen Dichtkunst, ausgewählt und zusammengestellt von Georg Scherer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die zu den besten, reichhaltigsten und feinstgewählten dieser Gattung gehört. Es liegt jetzt die erste Auflage dieser Anthologie vor, ein sicherer Beweis dafür, daß hier ein Lieblingsbuch, ein vom deutschen Publikum bevorzugtes Geschenkwerk geschaffen worden. Wir finden in dieser Sammlung 687 Gedichte von 173 Dichtern; 68 Miniaturporträts lassen die hervorragendsten Dichtersphälogonomen als Einleitung zu ihren Versen schauen, prächtige Vollbilder auf feinem Tonpapier nach Zeichnungen berühmter Meister erhöhen den festlichen Charakter dieses Werkes, das durch elegante Ausstattung, Druck und Papier und den feinen Geschmack, der sich in allem, was diesen Dichterswald betrifft, kundgibt, als ein Meisterwerk dieses Genres nicht nur betrachtet werden muß, sondern auch als solches sich schon allgemein diesen Ruf erworben hat. Es genügt also hier wohl, nur auf diese neue Auflage hinzuweisen. — Von derselben Verlags-Anstalt sind jetzt Goethes Werke als Familienpraktikums in fünf Bänden erschienen. Unsere Illustration (Seite 205) ist eine Art Probe des Bilderbuches, dem Werke entnommen; sie stellt jene reizvolle Szene dar, die Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ beschreibt. Der jugendliche Dichter läuft auf dem Main-Schlittschuh, und um sich vor der Kälte zu schützen, bittet er seine Mutter, die Frau Rat, ihm ihren Pelz zu geben. Dieser ist von rotem Sammet, mit Goldschnüren bedeckt und, da der apollonische Sohn nun dahinglitt auf dem Eise in dem phantastischen Rod, erregt er allgemeines Aufsehen. Goethe scherzt in seinem spätern Leben über diese jugendliche „Extravaganza“. Diese Goetheausgabe, textlich durchgesehen von dem berühmten Goethekenner H. Dünker, ist in derselben Art gestaltet, wie Schiller und Shakespeare deselben Verlags. Die bekanntesten und genialsten deutschen Künstler haben das Werk illustriert, es bot überreichen Stoff für Stift und Pinsel, und vieles, was zwischen den Zeilen lag und der Dichter der Einbildungskraft überließ, steht jetzt in diesem Werk schön verkörpert dem Leser vor Augen, so daß diese Illustrationen nicht bloß einen Schmuck, eine Anregung der Phantasie bilden, sondern sich auch zu einer Art Kommentar der Dichtungen gestalten, wie durch Wort dies gar nicht möglich gewesen. Diese Goetheausgabe ist gleich zu Anfang ihres Erscheinens ein Lieblingsbuch für das deutsche Publikum geworden und wir wollen ihrer zu dem bevorstehenden Feste nicht vergessen. — Zu den Familienbüchern und stets willkommenen Geschenkwerken gehören auch die Konversationslexika, welche oft ganze Bibliotheken ersetzen müssen und auch ersetzen können. Da wollen wir denn darauf aufmerksam machen, daß von Brockhaus' großem gediegenem Konversationslexikon (Leipzig, Brockhaus) jetzt schon 177 Hefte erschienen sind. Mit 240 wird das herrliche Werk abgeschlossen sein. Es ist die dreizehnte Auflage des berühmten Lexikons, welche jetzt bald völlig vollendet ist, und zeichnet sich diese neue Ausgabe von den früheren dadurch aus, daß es eine gänzliche Umgestaltung des alten Werkes ist, reichhaltiger nach Text und Inhalt und das Instruktive der Artikel erhöht wird durch 400 Tafeln Abbildungen, Karten und Textillustrationen. Dies Konversationslexikon ist ein unerschöpflicher Ratgeber bei tausenden von Fragen.



Aus allen Gebieten.

Champagnonzucht im Keller.

Es scheint in Deutschland weniger bekannt zu sein, daß man die in jeder feineren Küche unentbehrlichen Champignons auf eine leichte und bequeme Weise im Keller ziehen kann. In Paris, wo der Verbrauch dieser Schwämme sehr bedeutend und die Kultur derselben ein sehr vorteilhaftes Geschäft ist, wird bekanntlich ein großer Teil des Bedarfs in den dortigen tiefen Steinbrüchen gezogen. Dies beweist an sich schon, daß diese Kultur auch in einem Keller, wenn er nur nicht zu nah ist, mit Vorteil betrieben werden kann. Ich selbst kenne einen schlichten Gärtner in der Nähe einer großen Stadt, der alle Jahre durch diesen Bau ein schönes Stück Geld einnimmt. So hat er mir versichert, daß er von einem 12 Fuß langen und 8 Fuß breiten Beet vom Oktober bis Februar über 150 Pfund Champignons geerntet habe, die ihm eine Einnahme von nahezu 200 Mark gewährte.

Das Verfahren bei dieser Kultur ist einfach folgendes: Die Beetwände aus kurzem Stroh sind gebildet, welcher in einer Lage von 16—18 Zoll aufgebracht werden sollte. Vor der Anwendung muß er indes erst in Haufen aufgesetzt werden, um ihn zu erhitzen, abzukühlen und von seiner überflüssigen Feuchtigkeit zu befreien.

Darauf wird er einen oder zwei Tage auseinander geworfen, um sich abzukühlen und zu trocknen, und schließlich noch einmal einige Tage lang auf einen Haufen zusammengelegt, worauf er dann erst zur Verwendung kommt. Bei Anlegung der Beete, die von beliebiger Ausdehnung sein können, muß der Dung stark eingetreten oder gestampft werden. Sobald sich in den Beeten die erforderliche Wärme entwickelt hat, befeuchtet man dieselben mit Champignonbrut, indem man diese in Stücken von der Größe eines Hühneries über die Oberfläche verteilt. *) Darauf wird das Ganze 2 Zoll tief mit guter Gartenerde bedeckt. Sollten die Beete nach einiger Zeit sehr trocken werden, so sind sie mittels der Brause mit warmem Wasser leicht zu begießen. Es wird dies aber selten notwendig sein. Solche Anlagen bringen nach sechs Wochen große, schöne Champignons von vorzüglichem Geschmack hervor. Auch in einem Stalle und, so lange es nicht zu kalt ist, auch in Nebengebäuden kann man solche Beete anlegen; sie müssen aber immer dunkel gehalten und die Feuchtigkeit mit Sorgfalt gehörig reguliert werden.

H. Bauer.

*) Champignonbrut ist in allen größeren Erfurter Handelsgärtnereien zu haben und kostet das Kilo circa 3 Mark. Die Brut (das Weisse) kommt gewöhnlich in gepackten dreieckigen Stücken im Handel vor.

Präparieren von Bindfaden.

Bindfaden kann man die Haltbarkeit und das Aussehen von Darmfäden geben, wenn man denselben auf folgende Weise präpariert. Man legt den Bindfaden 1/2 Stunde lang in eine starke Leimlösung, trocknet ihn ab und legt ihn dann 1-2 Stunden in eine erwärmte starke Alkohollösung von Eichenrinde, der man etwas Kalksalz zugesetzt hat. Man trocknet den Bindfaden und glättet ihn schließlich mit einem in Öl getränkten Lappen.

Verfahren, um fast vertrocknete Bäume noch zu retten.

Bei der Versendung von Bäumen geschieht es nicht selten, daß aller angewandten Vorsicht ungeachtet die Bäume bei dem Anlangen an ihrem Bestimmungsort gänzlich vertrocknet erscheinen. Dies rührt gemeinlich von dem Durchzug trockener Luft durch das Baumpaket her. Willte man diese Bäume, so wie sie nun sind, lediglich in die Erde stellen, so wäre das ihr Untergang; anstatt dessen wende man folgendes Verfahren an, von dem man sich den besten Erfolg versprechen kann. Man legt nämlich die Bäume in einen anderthalb Fuß tiefen und erforderlich langen Graben, den man in recht frische Erde gemacht, überschüttet sie einen halben Fuß hoch mit loserer Erde und begießt dieselbe, im Fall sie trocken sein sollte; so läßt man sie einige Tage liegen. Ist noch irgend Kraft in den Fibern der Kastanien enthalten, so wird diese Behandlungsweise die Bäume gewiß vor dem Verderben retten. Bekommt dann die Rinde ihr glattes Aussehen wieder, so nimmt man die Bäume aus der Erde heraus und verpflanzt sie sofort an den Ort ihrer Bestimmung. Am besten geschieht dies bei feuchter Witterung und milder Luft.

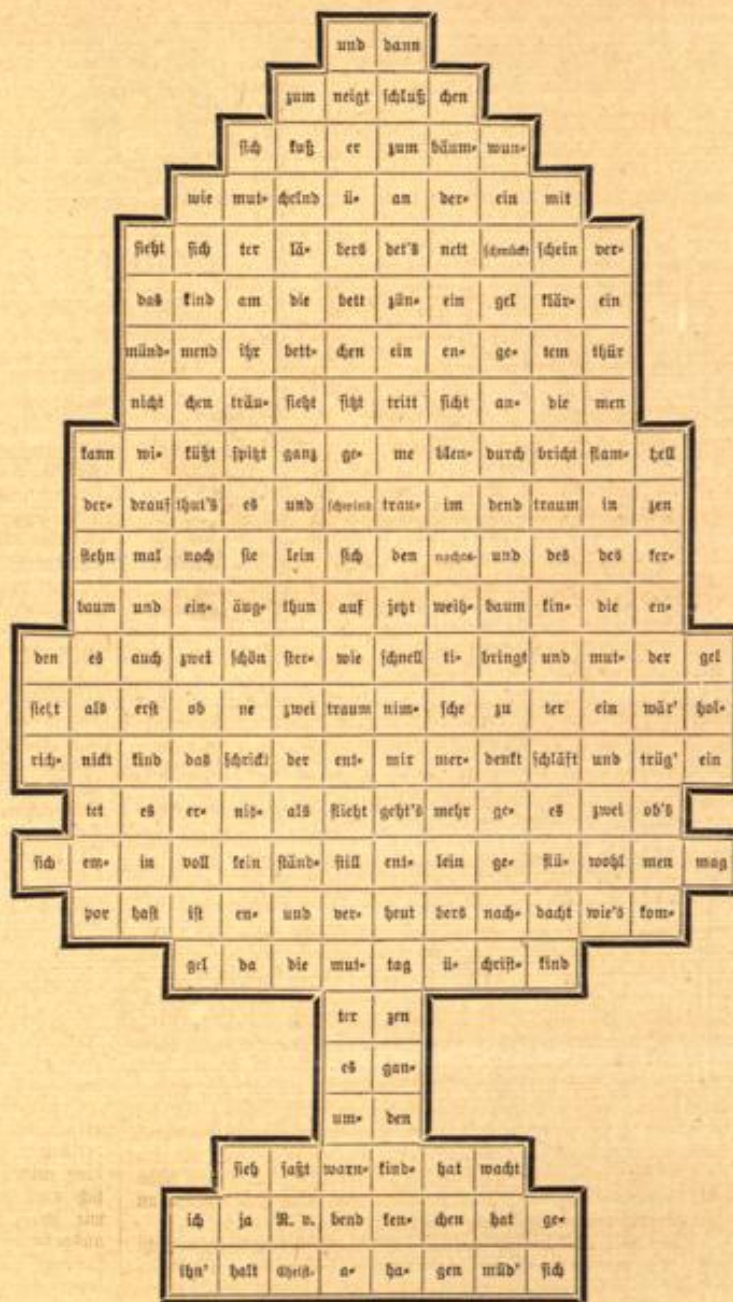
Vermeidung von Beschädigungen der Tapeten beim Einschlagen von Nägeln.

Um Nägel und Haken für Bilder, Konsolen, Spiegel, Gardinenhalter u. einzuschlagen, da „wohin man sie gerade haben will“ und „ohne viele Versuche eine Fuge zu treffen, in welcher der Nagel oder Haken haftet“ (gerade durch diese Versuche werden die Tapeten beschädigt), bediene man sich folgenden erprobten Verfahrens: Man bestimme die Stelle, wo der Nagel oder Haken sitzen soll, durch Anhalten des anzuhängenden Gegenstandes an die Wand, schneide an dieser Stelle die Tapete kreuzweis ein und hebe die 4 Ecken ab; nehme einen Löffelbohrer in der Stärke des einzuschlagenden Nagels oder Hakens, feile die Spitze winkeltrecht ab und verfeile die dadurch entstehende gerade Kante mittels einer dreikantigen Feile mit einigen Zähnen; stecke diesen so vorbereiteten Bohrer in einen sogenannten „Drauf“ (Druckleier) und bohre ein Loch an der bezeichneten Stelle. Dieser Bohrer dringt ohne besondere Anstrengung selbst in Klinker und Zement ein. In das so gebildete Loch schlage man den Nagel oder Haken; es fällt kein Zug beim Einschlagen ab; man erspart jedes Probieren, ob der Nagel u. haftet; man verlegt die Tapete nicht und als Hauptsache, der Gegenstand kommt absolut da zu hängen, wohin man ihn gerade haben will. Das angegebene Verfahren ist auch da anzuwenden, wo ein Gegenstand an einer freien Mauerfläche sitzen soll, zum Beispiel bei Gardinenhaltern; durch das leider übliche Einschlagen eines Loches mit dem Steinbohrer wird häufig der Mauerstein an der Ecke gekloppt und in seiner Lage gelockert, und der Nagel oder Haken wird dann überhaupt nicht fest, oder nach kurzer Zeit wieder los.

Hamburger Pökelrindfleisch.

Zu 25 Kilo Fleisch nimmt man 4 Kilo Salz, 180 Gramm gereinigten Salpeter, acht Hände voll Zwiebeln, eine Handvoll Knoblauch, eine Handvoll geschnittene Schalotten, eine Handvoll Wacholderbeeren, zwei Hände voll Basilikum, zwei Hände voll Majoran und Thymian, 60 Gramm Lorbeerblätter, 120 Gramm weißen Pfeffer, 30 Gramm Pfefferkörner, 30 Gramm Rosmarinblätter, alles grob gestoßen, reibt mit dieser Mischung das Fleisch ein, streut von ihr zwischen die Fleischstücke, legt das Fleisch in ein Faß und belastet es.

Weihnachts-Königsmarsch.

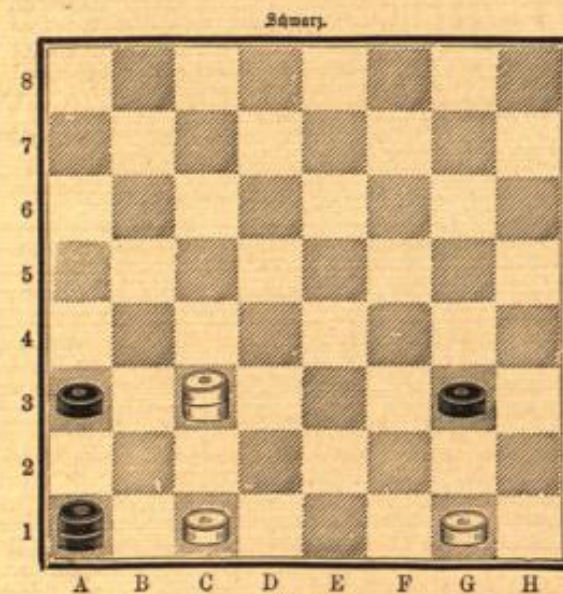


R. v. Wartenhagen.

Damespiel.

Die folgende Aufgabe gehört der älteren Spielart an. Die Steine gehen und schlagen nur vorwärts. Die Damen gehen und schlagen vor- und rückwärts, jedoch nur einen Schritt weit. Die Dame, welche schlägt, nimmt die hinter dem geschlagenen Steine Platz.

Aufgabe Nr. 5.



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 4 in Nr. 14:

- | | |
|------------------------|-------------|
| 1) C5 - D6 | 1) E7 - C5. |
| 2) E3 - F4 | 2) C5 - G5. |
| 3) C3 - B4 | 3) F6 - D4. |
| 4) H4 - H5 D. gewinnt. | |

Kleine Korrespondenz.

Frau Emma Gräbner in Bernburg. Lassen Sie sich Seemanns literarischen Jahresbericht und Weihnachtskatalog für 1885 (Leipzig, E. A. Seemann) kommen. Für Bilderwerke sehr brauchbar.

Hrn. F. R. in Danzig. Ja, Sie besteht noch. Durch diese Societät jedenfalls gut. Oder durch die Musikalienhandlung von Bote & Bock, Berlin, zu erfahren.

Hrn. J. G. Braun in Mannheim. Hinsichtlich der Kombination von elektrischem Licht und Leuchtgas von Ruhbaum wenden Sie sich an das Patentbureau von A. L. L. in Berlin.

Abonnent in Stettin. Ein Dromedar hat einen Höcker, ein Kamel zwei Höcker.

Hr. Emilie G. in Bremen. „Das kommt auf einen Versuch an“ — geht leider in diesem Falle nicht.

Abonnent in Kassel. Jetzt, nachdem der Kurfürst so lange tot ist, dürfte da schwerlich etwas zu machen sein; die preussische Regierung wohl kaum. Versuchen Sie es.

Hr. Emmy Seebold in Chicago. Das ist nicht unträglich. Wir haben Männer gekannt mit sehr großen Füßen, die grazios und fein in ihren Bewegungen waren und keineswegs grob und plump von Geist. Das sind Keuschenheiten, oft Familieneigentümlichkeiten.

H. G. in St. Petersburg. Vielleicht in der chemischen Fabrik von G. Schering, Aktiengesellschaft, Berlin. Wir glauben, in jeder guten Drogenhandlung gleichfalls.

Hrn. F. Weingartner in Alzey. Das Anlaufen der Fenster-scheiben in Läden durch die Kälte ist sehr schwer zu verhindern. Das beste ist Licht, der Erwärmung wegen, brennen lassen. Vielleicht kennt einer anderer Leser ein Mittel.

Frau Eva H. in Bern. Hr. G. Zimmann in Halle. O. Friedel in München. G. Weingärtel in Straßburg und W. S. Werten in Gera. Es freut uns, daß der Roman Ihren Beifall hat. Der Autor lebt in Stuttgart und ist kein Seemann mehr.

Hrn. J. Gauhe in Mannheim. Ohne sorgfältige Durcharbeitung nicht möglich einzuladen.

Hrn. E. W. in S. Von den von Ihnen gewünschten Jahrgängen unseres Journals ist nur noch der Jahrgang 1881 vorrätig, den Sie zum ermäßigten Preise von 3 Mark broschiert durch Ihre Buchhandlung beziehen können; alle übrigen verlangten Jahrgänge sind vergriffen.

Wichtige Abgaben von Redak. Räteln, Charaden u. sind und zugegangen von: Hr. Rosina Mithlidal, Prag; Emma Hartwig, Hannover; Mathilde Grom, Brüssel; Eva Dertter, Ulm; Marie Brüll, Stettin; Helene Dertter, Berlin; Bertha Dertter, Breslau; Emilie Dertter, Hannover; Ottilie Dertter, Posen; Alberta Dertter, Brüssel; Hr. L. Dertter, Stuttgart; R. Dertter und L. Dertter, Geringwalde; R. Dertter, Innsbruck; J. Dertter, Triest; G. Dertter, Kiel; J. Dertter, München; J. Dertter, Bielefeld; W. Dertter, Berlin; J. Dertter, Berlin; O. Dertter, Zürich; P. Dertter, Halle; J. Dertter, Kiel.

Antworten:

Auf 14): Ein gutes Mittel, um gemachenes Seidenzeug wieder glänzend zu machen, ist Krauseminerwasser (Aqua Mentha. crisp.) oder auch ein Löffel mit einem Schlein, welcher aus Pflaumen (Semen Prunellae) bereitet ist.

Auf 15): Siehe in dieser Nummer, Rubrik: „Aus allen Gebieten“.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Koenigshausen in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Koenigshausen.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von Koenigshausen. Fortsetzung. — Ein deutsches Eisenbahnjubiläum, zum fünfzigsten Geburtstage der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg-Fürth am 7. Dezember 1835, von J. R. Fischer. — Einsprüche. — Albumblatt: Was mich zu dir so mächtig zog, von Maximilian Bern. — Bild-Schöpfung. — Die Ereignisse in Bulgarien, von F. W. — Schallender in den Tiroler Alpen. — Seines Glückes Schmied, Roman von G. W. August. — Fortsetzung. — Junge Seidenfäden, von L. Martin. — Für das junge Volk: Kleine Arbeitsblätter für Mädchen. — Interessante Rätsel. — Aus allen Gebieten. — Weihnachts-Königsmarsch, von R. v. Wartenhagen. — Damespiel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Goethe in Frankfurt auf dem Geiße, Originalzeichnung von P. Grotzmann. — Bilder aus Bulgarien, Originalzeichnung von F. Schlegel. — Schallender in den Tiroler Alpen, nach einer Skizze von A. Harting. — Eröffnung der Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth am 7. Dezember 1835. — Junge Seidenfäden aus dem zoologischen Garten in London. — Aus unserer humoristischen Kasse, sechs Originalzeichnungen.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben in neuer Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Album lyrique de la France moderne

par
Eugène Borel.

Sixième édition.

Revue et augmentée

par

C. Villatte.

Avec 12 gravures sur bois.

Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck 7 Mark.

Die Durchsicht und Ergänzung dieser neuen sechsten Auflage unseres besonders in Damenkreisen so beliebten „Album lyrique“ war in eine berufene Kennerhand gelegt. Prof. Dr. Villatte, der Verfasser des zweiten Teils des grossen Encyclopädischen Wörterbuchs von Sachs-Villatte und der Parisismen hat sich dieser Aufgabe mit aller Liebe unterzogen und die Sammlung durch eine ansehnliche Zahl neuer, mit grösster Sorgfalt und Sachkenntnis ausgewählter Gedichte bereichert, wobei auch namentlich der streng sittliche Charakter des Albums nirgends aus den Augen gelassen wurde. Die Zahl der aufgenommenen Dichter ist um 28 vermehrt und jetzt auf 151, die der Gedichte auf 338 gestiegen. So präsentiert sich diese neue Auflage innerlich und in ihrem höchst geschmackvollen Einband auch äusserlich als eine verbesserte und verschönerte.

Ankündigungen.

Die fünfmal geplatzte Nonpareil-Beilage oder deren Raum 1 Blatt.

Auflage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Heftbeilagen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt.
Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Rr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toilette- und Handarbeiten, enthaltend gegen 3000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Kleidungsstücke für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das ganze Kinderalter umfassen, ebenso die Kleidungsstücke für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorgeschlagen für Weiß- und Kunststoffe, Kammern- und Tischwäsche etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. 388



Schmuck aus echten böhm. Granaten

Preisreduktion mit 250 Abbildungen in natürlicher Größe gratis und franco. August Goldschmidt & Sohn, Zeitungs- und Buchdruckerei, in Prag.

Kalenderuhren (System Wilbe).



Wahres Zimmerschmuck. Interessantes Familien- oder Geschäfts-Geschenk. Zeigt das ganze Jahr (selbstständig) Wochentag, Datum und Monat. Deutliche Schrift. Feine Renaissance-Gehäuse. Goldene Konstruktion. Preis: 10 Mark. Wer eine schöne Uhr wünscht, bestelle Zeichnungen und Beschreibung durch:

V. A. Pauer, Uhrm., Berlin, Unter d. Linden 58. J. Krißfeld, Uhrm., Nürnberg, am Obdammstr. 17. Baumann, Uhrm., Wien, am Graben 7.

Brillanten.



Simili-Brillanten in echter Goldfassung, von echten Brillanten nicht zu unterscheiden. wasserklar und feuerhell unter Garantie der Haltbarkeit. **Pracht-Kat. grat. u. fr. Bijouterie-Fabrik Max Grünbaum**

Echt Gold Mkt. 8. Berlin, 95 Leipzigerstr.



Nürnberger Sackuhren
Gustav Speckhart, Hof-Uhrmacher
NÜRNBERG.



Den besten Schutz gegen Ausgelenk auf Booten und Eis für 1894 aus dem besten Material, bequem und leicht an den Hals anzubringen, elegant, mit 125 befestigten Apparaten, à Paar M. 3.50 franco gegen franko. Nach dem Maßstab von 1-2 notwendig. **Louis Benner, Crimmitschau i. S.**

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI

besorgen & verwerthen **PATENTE** in allen Ländern **BERLIN W.** 78. Friedrichstrasse 78.

Als passende Festgeschenke

verdienen auch in diesem Jahre wieder die so beliebten „Scherentafelchen“ empfohlen zu werden. Dieselben werden von dem Taschentuchfabrikanten **Wilhelm Bertram** in Lauban seit vielen Jahren in stets gleicher Güte hergestellt und direkt ohne Zwischenhandel an das laufende Publikum versendet. Selbst der kleinste Auftrag wird mit peinlicher Sorgfalt ausgeführt, und da nur gegen Cassa oder Nachnahme verkauft wird, so kommen dem Käufer alle diejenigen Vorteile zu gute, die man beim Verkauf in direktem Bezug vom Fabrikanten erwarten kann.

In meinem Musterbuch findet jedermann etwas Passendes, denn es enthält gegen 100 Sorten von weißen, buntfarbigen und bunten Taschentüchern in allen Größen und Feinheitstufen. Dasselbe wird auf Wunsch gratis und franko an jedermann versendet durch



Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

520

“Nonpareil” Velveteen
DER BELIEBTE ENGLISCHE KLEIDERSTOFF.

Der „Nonpareil“ Velveteen ist der eleganteste, geschmeidigste und kleidsamste Stoff, der je hergestellt wurde, und eignet sich ganz besonders für Gesellschafts- und Promenaden-Costüme, Mädchen- und Knaben-Anzüge.

Jedes Meter ist auf der Rückseite „Nonpareil“ gestempelt, um das Publikum vor Nachahmungen zu schützen.

Die feineren Qualitäten des „Nonpareil“ sind im Aussehen dem besten Lyoner Seiden-Sammete gleich, aber dauerhafter als jener und kosten nur ein Viertel des Preises.

Kein anderer Stoff ist so kleidsam, so modern und zugleich so wohlfeil.

Zu haben in allen grösseren Manufacturwarengeschäften zum Preise von M 2.50 per Meter, 46 cm breit, bis M 6.50, 61 cm breit.

Vertreter für Export und Import:
F. G. LIEPKE
SCHNEIDERSTRASSE 6, HAMBURG.
R. GERIKE
Neue Gröner 27, BERLIN, C.

Die vorstehend genannten Vertreter werden auf Wunsch mit Namen der nächst gelegenen Modehandlungen, in welchen der echte Nonpareil Velveteen zu erhalten ist, aufwarten.

Neuer Erfolg. Auch auf der Ausstellung in Nürnberg 1885 wurden die von mir nach allen Erdtheilen versandten Ketten und Bijouterien mit der silbernen **En gros. Medaille** prämiert. Export.

Grünbaum's Panzer-Uhrketten
mit echtem Dukaten-Gold vergollet. 5 Jahre schriftliche Garantie.

Herren-Ketten a Stück 5 M.
Damen-Ketten m. eleg. Quaste a Stück 6 M.

Meine prämierten Ketten können v. keiner anderen Firma geliefert werden, jed. Stk. ist m. meiner Schutzmarke gestempelt.

Illustrirter Pracht-Katalog gratis und franco.
Garantie-Schein zu jed. Kette: Den Betrag dies. Kette zahle ich zurück, falls dieselbe innerhalb 5 Jahren den goldenen Schein verliert.
Max Grünbaum, Bijouterie-Fabrik Berlin
95 Leipziger Strasse.

Wellenpapageien,
prachtvoll im Geflügel, à Paar 12 M. mit Berg. verp. unt. Gar. leb. u. gef. Antankt geg. Nachn. resp. Eins. d. Betr. 641
J. Steyer, Greunhausen d. Coblenz.

1000 ff. gem. edle Briefmarken, wor. Costa Rica, Nicaragua, Venezuela, Chile, Haiti etc. für nur M. 2.50. bei **C. Stagemann, Hamburg, Mittelweg.**

PATENT.
Besorgung und Verwertung:
J. Brandt, Zivil-Ingenieur,
Berlin SW., Anhaltstrasse 6.

100 VISIT-KARTEN
12 elegante Gratulations-Karten
franco für 1 M. 20. BRIEF-MARKEN von **J. ROSENFELD DRUCKEREI-NÜRNBERG**

Truck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Döllberger) in Stuttgart.

Friedrichshaller Bitterquelle, in Folge verbesserter Fassung jetzt viel reicher an mineralisch. Bestandtheilen, noch **wirksamer und deshalb billiger** als bisher. **Altbewährtes Heilmittel bei:** Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber Gemüthsstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallerungen etc. **Friedrichshall bei Hildburghausen. Brunnendirektion.**

Festgeschenke für Erwachsene.

Boy's jänitl. Werke in 27 eleg. Ganzl.-Bänden nur 54 M.
Bulwers beste Werke in 10 eleg. Ganzl.-Bänden nur 20 M.
Coopers beste Werke in 15 eleg. Ganzl.-Bänden nur 30 M.
Scotts jänitl. Werke in 25 eleg. Ganzl.-Bänden nur 50 M.

zu beziehen durch jede Buchhandlung, wie auch direkt gegen Einzahlung der Beträge von **Carl Siegel** in Leipzig. 638

Bad Thalkirchen bei München.

Wasserheil- und diätetische Anstalt. — Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Krankheiten. — Morphemumwöhnungskuren (allmählich). Ausführliche Prospekte gratis und franko durch **Dr. V. Stammler, Bawitzer und Arr.** 570



Neuere fortwährende Champignonan-lage (s. Zeichnung). Beste, nat. Aspiration u. Brot; s. d. Erfolg 14 Jahre. Spezialität im In- u. Ausl. **J. Nepp, Grimma-Nachf. Kammachstraße, a. Gläser, Aer. jetzt Delitzsch.**



Erste Berliner Bauber-Apparaten- und Reibebilder-Apparaten-Fabrik von **H. Muske**. Berlin, Vossstr. 13. empfiehlt seine Fabrikate f. Künstler, Dilettanten, u. Kinder (s. d. Brosch.). Spezial-Kataloge geg. 25 & franko zugelandt. 471

Etalirt Julius Gertig, 1843.
etabliert **Ferdinand Gertig, 1883.**
Fonds- und Lotterie-Geschäfte, auch Bade-Anstalt, Hamburg. Referenz die Börse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man bei Gertigs Glück!“ — Prospekte an Kunden gratis und franko. Gewinnzahlung in bar, nicht in Losen! — Keine Börsenspekulation. Gewinnresultate von 1884 **kolossal!** — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch.

Reinh. Sloggenzieher, Eindeu (Bayern). Liefert täglich frisch gezeichnetes, garantiert reines **bayerisches Butterschmalz** in Vorkoll von 9 Pfd. Netto à M. 11. — frei, in Gebinden von 15—75 Kilo wesentlich billiger gegen Nachnahme. 619

Kleider-Stoffe
Nouveautés, Tricotstoffe etc. versendet zu Fabrikpreisen in beliebigem Mass an Private. Wiederverkäufer gesucht. Muster frei. **A. Böhm, Greiz i.V.**

Die Damen- Diglossa-Binden, ärglich empfohlen und nicht zu verwechseln mit den bisher bekannten, gleichen Zwecks dienenden primitiven Aus-gestülften, sind den Damen zu regelmäßigen Zeiten unentbehrlich. 428
1/2 Pfd. M. 3. —. Gürtel dazu 75 &
E. Immentrop, Chemnitz, Sadjen.
Fabrik med. Berbandartikel.

Crème Simon.
in einer Nacht beseitigt alle Blätter, Frostent, Pimpelchen, ist unersetzlich gegen **ausgeprägte Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut blendend weiß, feigt und parfümiert sie. Dieses unvergleichliche Produkt wird von den berühmtesten Ärzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt. **Erfinder J. Simon, 36, r. Provence, Paris** Depot in den Apotheken u. Parfümerien.

Tamarinden-Konserven, allein. Verfert. Apoth. **KANOLDT, Gotha.** Vorzügliches Parafit gegen Verstopfung und alle durch dieselbe entstehenden Leiden (Magenkrämpfe, Blähungen, Gicht, Rheumatismus etc.). Ueberaus annehmbarer Geschmack — erfrischend und heilsame Wirkung auf das Verdauungsorgan. Verdauung und Appetit nicht störend, vorzüglich für den laibhaften Magen. 216
Preis à Schachtel 80 Pf. — In allen Apotheken.

Trunksudt
heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen unioch gerichtlich geprüfte und eichlich erhaltene Zeugnisse. 504
Reinhold Reiff, Fabrikant in Dresden 10.

Wer sich od. j. Geschenk seiner Lieben ein feines Multivert wünscht, der wende sich vertrauensvoll an das erste und größte Multivertgeschäft von **J. Böcker, Frankfurt a/M., Steinh. 28.** Preisliste gratis.

Kardinäle,

prachtvoll i. Geflügel, à Stüd, Männchen, guter Sänger, 9 Mkt.; Tigerrinken, reizende Sänger, à Paar 5. —; weisse Wäse à Paar 1. —; Goldhähne 10 Stüd 2. —. Versand unter Garantie lebender Ankunft. Welt-Verjandsgeld! lebender Tiere **H. Kums, Wormbrunn i. Schl.** 602

Stottern!!

heilt schnell und sicher die Anstalt von **Robert Ernst,** Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franko. Honorar nach Heilung.

Hauptstollenquelle in Baden-Baden.

Rochsalztherme mit größtem Gehalt an Lithium nach Geh. Rat Dr. Kunsens neuester Analyse, besonders wirksam gegen Gicht, rheumatische Leiden und daraus entstehende Krankheiten. Versand durch die **Groß. Trinkhallenverwaltung** in Baden-Baden. Niederlagen werden in allen größeren Städten errichtet. 280